



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

König Ludwig II. von Bayern

Tschudi, Clara

Leipzig, circa 1910

Erster Teil. Ein königlicher Sonderling.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47307](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47307)

Erster Teil.

Ein königlicher Sonderling.

1*

L

Ein königlicher Buchhalter
Joh. Kell



Ein königlicher Sonderling.

Inhalt.

	Seite
1. Abstammung und Erziehung	7
2. Grundzüge in Ludwigs Charakter	17
3. Le Roi est mort! Vive le Roi!	22
4. Ein Heiratsplan	27
5. König Ludwig und Richard Wagner	30
6. Ludwigs erste Reise nach der Schweiz. — Richard Wagner verläßt München. — Beurteilung des Verhältnisses zwischen König und Künstler	44
7. Die politische Lage. — Die schleswig-holsteinische Frage. — Ein Reitausflug. — Der Krieg von 1866	56
8. Des Königs Rundreise durch sein Land	61
9. Ludwigs Verlobung	66
10. Des Königs Reise nach Paris. — Disharmonien zwischen den Verlobten. — Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie begrüßen Ludwig. — Der König löst sein Eheversprechen	78
11. Nach der Trennung von Sophie. — Episoden aus dem Auf- enthalt des Königs in den Bergen	84
12. Der Besuch der Kaiserin von Rußland in Bayern. — Ver- lobung und Hochzeit der Herzogin Sophie. — Ein unerwartetes Zusammentreffen mit der Herzogin von Mençon. — Ein letzter Versuch, Ludwig in Hymens Fesseln zu schmieden	89
13. Fürst Hohenlohe. — Politische Schwierigkeiten	96
14. Eine Begegnung zwischen Bismarck und König Ludwig	103
15. Der Krieg gegen Frankreich bricht los	106

Ein königlicher Sonderling.

Certains caractères échappent
à l'analyse logique.

George Sand.

1.

Abstammung und Erziehung.

Als der ebenso räthselvolle wie unglückliche Ludwig der Zweite geboren wurde, dessen Bild zu zeichnen ich hier versuchen will, war sein Großvater, der exzentrische Ludwig der Erste, noch König in Bayern.

Sein Vater, Maximilian Joseph, war damals Kronprinz. Er hatte 1842 die schöne Prinzessin Marie von Preußen geheiratet, die erst sechzehn Jahre alt war, während er zwanzig Jahre mehr zählte.

Allem Anscheine nach war die Ehe recht glücklich. Maximilian war ein pflichtgetreuer, verständiger und rechtlich gesinnter Mann; aber er war fränklich und hatte, wie die meisten des Geschlechts, ein empfindliches Nervensystem.

Einige Jahre lang wollte es scheinen, als sollte die Ehe kinderlos bleiben; aber im Anfange des Jahres 1845 erfuhr die Bevölkerung, daß sich die Kronprinzessin in gesegneten Umständen befände, und am 25. August, dem Geburtstag des regierenden Königs, verkündeten einhundert-

undein Kanonenschüsse dem Volke Bayerns, daß auf dem Schlosse Nymphenburg ein Prinz geboren worden sei.

In Wirklichkeit soll das fürstliche Kind das Licht der Welt allerdings zwei Tage früher erblickt haben, und man soll das Ereignis geheimgehalten haben, um Ludwig dem Ersten eine freudige Überraschung zu bereiten. Der König hatte nämlich den Wunsch ausgesprochen, daß ein etwaiger Erbprinz an diesem Tage zur Welt kommen möge.

Der Enkel wurde nach ihm benannt, und der Großvater hielt ihn selbst über die Taufe.

Der alte König stand damals noch auf der Höhe seiner Popularität; aber gar bald änderte sich die Lage der Dinge. Die Tänzerin Lola Montez griff in das Leben des liebeskranken Monarchen ein und weckte in der Hauptstadt Bayerns eine gewaltige Bewegung.*) Dazu kam die allgemeine demokratische Erhebung von 1848 und goß Öl ins Feuer. Ludwig der Erste mußte dem Throne entsagen, und sein Sohn Maximilian Joseph, der unter dem Namen Maximilian der Zweite zur Regierung kam, ward sein Nachfolger.

Kurze Zeit nach diesen politischen Unruhen wurde die junge Königin von einem zweiten Sohne entbunden, der den Namen Otto erhielt; aber der Schreck und die Aufregung hatten bewirkt, daß er drei Monate zu zeitig zur Welt kam, und die Ärzte erklärten es anfänglich für unmöglich, daß das Kind am Leben bliebe. Es zeigte sich jedoch, daß sie sich geirrt hatten.**)

*) Siehe „Maria Sophia von Neapel“ von Clara Eschudi (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4861/62).

**) Otto wurde am 27. April 1848 geboren. — Er ist es, der jetzt in Bayern den Königsnamen trägt.



König Maximilian II.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G., München.

ung
blie
An
sehe
der
Vol
der
liche
Vol
war
es f
bare
geste
Wei
nur
mög
sonst
Zeid
seine
ware
schw
die
und
einstr
bestre
wenr
wohl

Sowohl der Kronprinz wie sein Bruder waren von ungewöhnlicher Schönheit, und es war ein herrlicher Anblick, die schöne und beliebte Königin mit ihren hübschen Knaben durch die Straßen Münchens spazierengehen zu sehen. Die Mutterfreude und der Mutterstolz leuchteten der hohen Frau aus den Augen, während die Blicke des Volkes mit ehrlicher Bewunderung auf ihr und ihren Kindern ruhten.

Otto ähnelte ihr am meisten, und da er überdies fröhlichen Temperaments und umgänglich war, trug er beim Volke meist den Preis davon. Ludwigs Schönheit dagegen war eigentümlicher und seelenvoller, und namentlich waren es seine großen dunkelblauen Augen, die in einer wunderbaren Schönheit strahlten.

Die Knaben waren jeder immer in eine bestimmte Farbe gekleidet, die die Königin selbst ausgewählt hatte: Otto in Weiß, Ludwig in Blau — Bayerns Landesfarbe! Nicht nur Ludwigs Kleider hatten diese Farbe, sondern, soweit als möglich, auch seine übrigen kleinen Besitztümer und was er sonst brauchte, wie z. B. der Einband seiner Bücher, seine Zeichenmappen und Notenhefte. Daher ist Blau auch stets seine Lieblingsfarbe geblieben.

Aber wie verständig die Eltern auch im allgemeinen waren, so scheint ihnen doch die rechte Einsicht in die schwierige Kunst der Erziehung gefehlt zu haben.

Der Vater stellte Anforderungen an den Kronprinzen, die dessen Anlagen und Kräfte überstiegen. Zur rechten und zur unrichten Zeit erinnerte er ihn daran, daß er einstmals König werden würde. Er wurde rücksichtslos bestraft, sowohl wenn er es verdient hatte, wie auch dann, wenn seine Verfehlungen so gering waren, daß man ihnen wohl einige Nachsicht hätte angedeihen lassen können. Man

erlaubte Ludwig nicht, Kind zu sein, und alles Spielzeug wurde ihm frühzeitig entzogen. So hatte er z. B. einst eine Schildkröte, die ihm besonderes Vergnügen bereitere; aber es dauerte nicht lange, so wurde ihm auch diese auf ausdrücklichen Befehl des Königs weggenommen.

Die Königin machte keinen Versuch, selbständig in diese Erziehung einzugreifen, und weder sie noch der König scheinen ein Auge dafür gehabt zu haben, daß die Eigentümlichkeiten des Kronprinzen mit Behutsamkeit hätten behandelt werden müssen; zudem war er gleichzeitig von anderer Seite Gegenstand einer ganz entgegengesetzten und noch ungeeigneteren Behandlung.

Sein Kindermädchen „Liese“ vergötterte und verwöhnte ihn, und als er etwas größer wurde, erhielt er eine französische Erzieherin, die einen recht unheilvollen Einfluß auf ihn ausgeübt zu haben scheint. Sie schwärmte für den französischen „Sonnenkönig“ Ludwig den Vierzehnten und legte es offenbar darauf an, ihren Zögling nach diesem Vorbilde zu formen. Bekannte Aussprüche dieses Gewalt herrschers, wie „L'état c'est moi!“ („Der Staat, das bin ich!“), „Tel est notre bon plaisir!“ („Das ist unser Wille!“), hielt sie dem fürstlichen Zöglinge als muster-gültige Maximen vor, denen er nacheifern müsse. Gleichzeitig brachte sie in Mienen und Gebärden die Untertänigkeit zum Ausdruck, die, wie sie meinte, sich Untertanen dem zukünftigen Könige gegenüber ziemten, und niemals fragte sie danach, ob er höflich und lebenswürdig war, sondern wiederholte unablässig: „Der Kronprinz ist immer der Erste!“

Ein französischer Sprachlehrer, der sie ablöste, trat in demselben Geiste auf und trug dazu bei, das kindliche Gemüt nur noch weiter zu schädigen. So kann als ein

Beispiel seiner Erziehungsweise angeführt werden, daß „le très gracieux prince royal“ u. a. seinen Lehrer wie eine Tonne auf dem Fußboden umherrollen durfte.

Unter solchen Umständen mußte sich Ludwigs Eigenliebe natürlich immer mehr entwickeln, und Episoden aus seinen jungen Jahren zeigen auch, daß sich ein ausgeprägtes Selbstgefühl und Launenhaftigkeit schon zeitig bei ihm zu erkennen gaben.

Hier sei z. B. ein Vorkommnis aus seinem zwölften Jahre, das sich während eines Aufenthaltes in Berchtesgaden abspielte, erzählt:

Ludwig spielte mit seinem Bruder im Schloßparke. Ohne irgendwelchen Anlaß warf er plötzlich den drei Jahre jüngeren Otto ins Gras, setzte ihm sein Knie hart auf die Brust, drückte ihm sein Taschentuch auf den Mund und rief mit gebieterischer Stimme: „Du bist mein Untertan. Du sollst mir gehorchen! Ich werde einmal dein König sein!“

Glücklicherweise war ein Hofbeamter Augenzeuge dieses Auftritts. Er sprang hinzu und entriß Otto, welcher beinahe erstickt wäre, dem gewaltsamen Griffe seines Bruders.

Die Geschichte kam jedoch dem Könige zu Ohren, und dieser zögerte nicht, seinen Erstgeborenen auf gut bürgerliche Art abzustrafen.

Diese körperliche Züchtigung hatte jedoch auf den äußerst selbstbewußten Prinzen nicht die gewünschte Wirkung, ja sie scheint ihn förmlich gegen seinen Vater erbittert zu haben. Wenigstens empfand er die Kränkung so schwer, daß er Berchtesgaden später geradezu mied.

An einem Wintertage des Jahres 1859 weilten die beiden Prinzen zusammen in dem sogenannten „Englischen

Garten“ in München, wo Otto einen großen Schneeball gerollt hatte. Als er darauf seinem Bruder vergnügt zurief: „Sieh, Ludwig, — ich habe einen Schneeball, der ist größer als dein Kopf!“, nahm Ludwig ihm den Schneeball weg, so daß Otto zu weinen anfang.

Da kam ihr Hofmeister hinzu und fragte, was geschehen sei.

„Ludwig hat mir meinen Schneeball weggenommen,“ rief Otto unter Tränen.

„Königliche Hoheit,“ sagte der Hofmeister, „wenn sich Prinz Otto einen Schneeball gerollt hat, so gehört er ihm, und Sie haben kein Recht, ihn wegzunehmen.“

„Ich soll kein Recht haben, ihm den Schneeball zu nehmen? Wozu bin ich denn Kronprinz?“ fragte Ludwig beleidigt.

Ein Herr, der Maximilian dem Zweiten nahestand, und der öfter zu Jagdausflügen zu ihm eingeladen war, hat erzählt, daß er die kleinen Prinzen nur sehr selten gesehen habe, wenn er den König besuchte. Einmal, als er im Schloßgarten zu Hohenschwangau spazierenging, kam er indessen zufällig auf einen offenen Platz, wo sich die Söhne des Königs aufhielten. Ludwig hatte sich auf ein Geländer geschwungen und hüpfte auf diesem übermütig umher, weshalb ihn der Fremde darauf aufmerksam machte, daß er doch leicht herunterfallen und sich verletzen könnte. Aber der Knabe nahm keinerlei Notiz von der wohlgemeinten Ermahnung, die vielmehr zur Folge hatte, daß er nur noch toller hüpfte und sprang.

Der Herr, welcher befürchtete, daß ein Unglück geschehen könne, nahm ihn darauf mit Gewalt in seine Arme und hob ihn herunter. Der Kronprinz aber warf ihm einen

stolzen Blick zu und begann dann mit seinem Bruder zu spielen, als ob gar kein Dritter zugegen sei.

Viele Jahre später, als Ludwig schon längst König geworden war, erinnerte ihn derselbe Herr einmal an jene Begegnung.

„Ich erinnere mich wohl,“ antwortete Se. Majestät kalt, „daß Sie mich damals angerührt haben!“ und wechselte sofort das Gesprächsthema. —

Eine streng durchgeführte Sparsamkeit bildete einen Teil von Maximilians Erziehungsmethode. Die königlichen Prinzen erhielten eine sehr bescheidene Verpflegung, und Süßigkeiten bekam der Kronprinz nur durch die Freigebigkeit seines Kindermädchens Liese zu kosten, die ihre eigenen Spargroschen benutzte, um für ihren Liebling Zuckerzeug zu kaufen, eine Freundlichkeit, deren sich Ludwig immer erinnerte, und die er reichlich belohnte, als er König geworden war.

Als die Prinzen größer wurden, erhielten sie als Taschengeld eine Summe, die etwa neunzig Pfennige die Woche betrug, — eine wenig prinzliche Apanage!

Otto glaubte eines Tages ein Mittel gefunden zu haben, seine Finanzen aufbessern zu können. Er hatte nämlich gehört, das frische Zähne mit Summen bis zehn Gulden pro Stück bezahlt würden; und so begab er sich zu einem der Zahnärzte Münchens und bot ihm einen seiner besten Backzähne für die genannte Summe an.

Der Zahnarzt, welcher wußte, wer der Knabe war, wies das Angebot natürlich höflich zurück, und als der König die Sache erfuhr, erhielt der arme Prinz auch noch eine fühlbare Strafe. Indes scheint diese Episode die Königin zum Nachdenken veranlaßt zu haben, und sie setzte es schließlich durch, daß das Taschengeld ihrer Söhne von jenem Tage ab erhöht wurde.

An seinem achtzehnten Geburtstage bekam Ludwig zum erstenmal eine etwas größere Summe in die Hände, indem ihm sein Vater eine Börse schenkte, die ein Stück von jeder Münzsorte enthielt, die damals in Bayern galt.

Der Jüngling, der vorher niemals etwas anderes als Kleingeld in seiner Tasche gehabt hatte, bildete sich ein, daß er plötzlich zu einem reichen Manne geworden sei, und eilte spornstreichs davon, um seiner Mutter ein Medaillon zu kaufen, das sie, wie er wußte, einmal in einem Juwelierladen bewundert hatte.

Er fragte gar nicht erst nach dem Preise, sondern zog, als der Juwelier sagte, er wolle das Schmuckstück zusammen mit der Rechnung aufs Schloß schicken, seine Börse hervor, reichte sie dem Manne und erwiderte voller Selbstgefühl: „Nein, ich habe jetzt selbst Geld. Hier, — nehmen Sie sich die Summe für das Schmuckstück!“

Zwischen dem Kronprinzen und seinem Vater hat niemals ein zärtliches Verhältnis bestanden; aber seiner Mutter war er ohne Zweifel zugetan. Die Umstände, von denen Prinz Ottos Geburt begleitet waren, hatten indes diesen ihren jüngsten Sohn ihrem Herzen am nächsten gestellt. Wenn Ludwig in seinen Kinderjahren mit ihr über seine Gedanken und Eindrücke zu sprechen versuchte, zeigte die recht prosaische Königin überdies einen auffallenden Mangel an Verständnis für seine poetische Natur.

Von einzelnen Reibungen, zu denen es hin und wieder kam, abgesehen, war das Verhältnis zwischen den beiden Brüdern friedlich und gut. Der jüngere stellte sich stets in die zweite Reihe; und die Bescheidenheit, mit der er dies that, war gewiß der Hauptgrund dazu, daß sie gute Kameraden blieben.

Des Kronprinzen ganze Natur und Geistesrichtung, seine Ideen, Freuden und Sympathien zeigten sich als völlig verschieden von denen Ottos, und von irgendwelcher Vertraulichkeit von seiner Seite konnte deshalb keine Rede sein. Ludwig wollte am liebsten mit sich allein sein; Otto dagegen war munter und gesellig; und während Ludwig sich für Kunst interessierte und sich mit Blumen abgab, schwärmte sein Bruder für das Militärwesen und war ein eifriger Jäger.

Aber zwei Interessen hatten sie doch gemein: beide waren von Kindheit auf tüchtige, ja verwegene Reiter, und beide liebten die Musik und den Gesang.

Sie hatten nur zwei Spielfkameraden, nämlich den Prinzen Ludwig von Hessen, der einen Teil seiner Kindheit an dem Hofe seiner Tante, der Königin Marie, verlebte, und den Grafen Holnstein, der sie hin und wieder einmal besuchen durfte.*)

Der Kronprinz galt für hochbegabt. Schon als er noch klein war, zeigte er ein außergewöhnlich scharfes Gedächtnis; und oft brachte er seine Lehrer durch die verwickelten Fragen, die er an sie stellte, zur Verzweiflung. Jedoch war er nur in den Fächern fleißig, die ihn interessierten, gleichgültig hingegen, wo es ihm nicht behagte.

Seine Lehrer waren kenntnisreiche und rechtschaffene Männer; aber gegen die meisten von ihnen zeigte er sich verschlossen. Mit einzelnen Ausnahmen standen sie dieser eigentümlichen Natur, die sie durch ihre Widersprüche verwirrte und durch ihre Anfälle von Hestigkeit erschreckte, rat- und machtlos gegenüber.

*) Auf den letzteren werden wir mehrfach in Ludwigs späterem Leben zu sprechen kommen.

er
ih
W

R
er
sp
fa
la

ab
m
re
„S
di

me
we
Pr
fer
W
G
re
an

fan
Br
in
tat
ra

So wuchs der bayrische Kronprinz in einer Umgebun
auf, die ihn theils vernachlässigte und mißverstand, theils ja
digte, und unter Verhältnissen, die wohl geeignet war
sein von Natur stark ausgeprägtes Selbstgefühl und sein
Eigensinn zu entwickeln.



ner Umgebun
nd, teils sch
eignet ware
hl und sein



Königin Marie.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.

2
i
g
j
h
g
2
fi
e
r

b
r

h
r
s
ö

i
f
-
n

2.

Grundzüge in Ludwigs Charakter.

Ludwigs Hofmeister, der Graf von Larosée, hat seine Auffassung von dem Charakter des künftigen Bayernkönigs in folgenden Worten ausgedrückt: „Der Kronprinz ist aufgeweckt und sehr begabt. Er hat viel gelernt, und schon jetzt besitzt er Kenntnisse, die weit über das Gewöhnliche hinausgehen. Er hat eine so reiche Phantasie, wie ich ihresgleichen selten bei einem so jungen Manne gesehen habe. Aber er ist auffahrend und äußerst heftig. Ein mehr als stark entwickelter Eigenwille deutet auf einen Eigensinn, den er vielleicht von seinem Großvater geerbt hat, und der sich nur schwer wird meistern lassen.“

Dieses Zeugnis stellte der Graf an dem Tage aus, an dem Ludwig sein achtzehntes Jahr vollendete und der Hofmeister von seinem verantwortungsvollen Posten zurücktrat.

Aber der Kronprinz hatte nicht nur seinen Eigensinn von seinem Großvater geerbt, sondern erinnerte noch in mancherlei Hinsicht an seinen Vorfahr und Namensgenossen. Wie dieser war er Idealist und Schwärmer mit ausgeprägt ästhetischen Neigungen.

Henrik Ibsen läßt die „Gespenster“*) der Vererbung schon im ersten Gliede auftreten. Dies ist nichts ganz Gewöhnliches; viel häufiger ist es, daß die guten wie die bösen

*) Ibsens „Gespenster“ tragen in der Originalsprache den Titel „Gjengangere“, d. h. Aus der andern Welt wiederkehrende Geister.

„Geschlechtsgepenster“ im zweiten Gliede auftauchen, und fast täglich hat man Gelegenheit, zu beobachten, daß der Sohn öfter die Fehler und Vorzüge des Großvaters besitzt als die des Vaters.

So war es auch hier. Mit seinem verständigen und pflichtgetreuen Vater hatte Ludwig sehr wenig Ähnlichkeit; aber der Großvater, der exzentrische, eigensinnige, schwärmerische Ludwig der Erste, „ging“ in dem Enkel „um“, allerdings nicht in derselben Gestalt, sondern in einer neuen, auf mehrfache Weise veränderten, in einzelnen Punkten dagegen leicht wiedererkennbaren Wesensart.

Mütterlicherseits befand sich gleichfalls ein ausgeprägter Schwärmer in der Familie. Friedrich Wilhelm der Vierte von Preußen war leibliches Geschwisterkind mit der Königin Marie von Bayern, und es findet sich in Ludwigs Geschmacks- und Geistesrichtung mancherlei, was an diesen preussischen König erinnert, der im Gegensatz zur Mehrzahl der Hohenzollern mehr Interesse für Wissenschaft und Kunst besaß, als für das Kriegshandwerk.

Gleichwohl war Ludwig der Zweite eine durchaus selbständige Persönlichkeit. Er war eine eigentümliche, fremdartige Gestalt inmitten seiner nächsten Umgebung, — ein Rätsel für seine eigenen Angehörigen wie für sein Volk. Er schien eher einer anderen Klasse als der deutschen und einem anderen Zeitalter als dem neunzehnten Jahrhundert anzugehören; ja es finden sich Züge in ihm, welche den Gedanken auf das griechische und römische Altertum zurücklenken. In Instinkten und Passionen wenigstens war er nahe verwandt mit einem Manne wie dem römischen Kaiser Hadrian.

In einer Hinsicht war er indes sehr modern, nämlich

in seiner schwärmerischen Vorliebe für das Alpenleben! Er liebte die hohen Berge, und es ist charakteristisch für diesen scheuen König, der fast keine anderen Reisen als nach seinen Lustschlössern unternahm, daß er zu wiederholten Malen die Schweiz, das Alpenland par excellence, besuchte.

Diese Liebe zu den Bergen hatte er von seinen beiden Eltern geerbt, die ihre Sommer gewöhnlich auf dem Schlosse Hohenschwangau im bayrischen Hochlande, nicht weit von München, zuzubringen pflegten.

Eigentlich war Hohenschwangau eine alte Ritterburg, die vor mehr als tausend Jahren erbaut worden war, die aber Maximilian der Zweite hatte restaurieren lassen, als er noch Kronprinz war.*) Eine Menge geschichtlicher Erinnerungen und Sagen knüpft sich an die Burg, deren Hallen mit Erinnerungszeichen aus den Tagen der Vorzeit angefüllt und deren Wände mit Bildern von Lohengrin und dem Schwane in allen möglichen Gestalten geschmückt sind.

Die Mythe erzählt, daß Hohenschwangau Tannhäuser als Nachtherberge gedient habe, als dieser von seiner Wallfahrt nach Rom zurückkehrte; und in der Reformationszeit soll Martin Luther einmal, als er sich in Not und Gefahr befand, auf diesem Schlosse Zuflucht gefunden haben, das man deshalb auch die „bayrische Wartburg“ nennt.

König Maximilian fühlte sich durch seine Sommeraufenthalte dort gestärkt, und von hier aus unternahm er mit seiner Gemahlin, die eine tüchtige Bergsteigerin war, häufig Fußtouren in die Umgebung.

*) Die Sage weiß zu melden, daß ein Ritter aus dem Geschlecht der Schwangauer, die später die Burg lange Zeit in Besitz hatten, der erste Erbauer derselben gewesen sei. Ein anderer Bericht verbindet den Namen Hohenschwangau mit der Sage von den Schwanenrittern.

Hohenschwangau war der liebste Aufenthaltort der Königin, die anspruchslos und außerordentlich einfach in ihren Gewohnheiten war. Die anmutige Marie beschäftigte sich am liebsten mit praktischen Dingen. Auf Tischzeug, das sie eigenhändig gewebt, servierte sie Fische, die sie selbst gefangen hatte; wenn sie auf dem Lande weilte, pflegte sie in einer großen Küchenschürze umherzugehen; sie stäubte ihre Porzellan- und Nippgegenstände selbst ab; und sie fand ein unschuldiges Vergnügen darin, das benutzte Kaffeegeschirr eigenhändig aufzuwaschen. Auf Hohenschwangau hatte sie außerdem eine Spinnstube einrichten lassen, wo sie zum Besten der Armen der Gegend fleißig das Spinnrad drehte.

Auch für ihren Sohn Ludwig waren diese Aufenthalte eine Quelle der Freude, wenn auch auf eine andere Weise als für die übrigen Mitglieder der Familie.

Die große Einsamkeit wirkte auf den empfindsamen Sinn des Knaben wie eine Befreiung von drückenden Fesseln. Hier fand das romantisch veranlagte Kind Nahrung für seine reiche Phantasie; hier konnte er sich in die Sagen der Vorzeit hineinträumen und seiner abenteuerlichen Sehnsucht freien Spielraum lassen. Auf den stillen Wegen konnte er sich in die deutschen Klassiker vertiefen, namentlich in Schillers Werke, die lebhaft zu seinem Herzen und Geiste sprachen, und halbe Tage konnte er damit verbringen, die klingenden Verse dieses seines Lieblingsdichters zu deklamieren.

Wie streng er auch von seinen Eltern erzogen wurde, so war er sich zeitweilen doch zuviel selbst überlassen. In seinen freien Stunden zog er sich dann in die Einsamkeit zurück, um sich seinen wachen Träumen hinzugeben.

„Wie sich Eure königliche Hoheit doch langweilen müssen, wenn Sie keine Beschäftigung haben,“ sagte sein Lehrer, der Stiftspropst von Döllinger, der ihn einmal wegen eines

zufälligen Augenleidens allein in einem dunklen Zimmer sitzend traf. „Warum lassen Sie sich nicht von jemandem vorlesen?“

„Ich langweile mich nicht,“ lautete die Antwort; „ich denke mir verschiedene Dinge aus, und auf diese Weise vergnüge ich mich recht gut.“ —

Es finden sich sonderbare Kontraste in Ludwigs Natur: auf der einen Seite ein sehnsuchtsvoller Drang, von den Menschen mit ihrem unnatürlichen und gezwungenen Wesen hinwegzukommen in die unverfälschte Natur, in die Stille und feierliche Andacht der Einsamkeit. Auf der anderen Seite begegnen wir bei ihm schon frühzeitig einer enthusiastischen Theaterschwärmerei, einem ungewöhnlichen Interesse für effektvolle Vorstellungen, für künstlichen Glanz und Pomp, so daß man zu glauben versucht sein könnte, er sei eher für die Bühne als für den Thron bestimmt gewesen.

Das menschliche Gesellschaftsleben schien kein tieferes Interesse für ihn zu besitzen, geschweige denn irgendwelche Anziehung; er stand dem Kreise, in dem er lebte, unverstanden und zum Teil ohne Verständnis gegenüber.

Aber die Stunde des Ernstes näherte sich. Er hatte sein achtzehntes Jahr vollendet; Pflichten und Verantwortung warteten seiner. Er sollte nun in das öffentliche Leben hinaustreten.

3.

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Eine düstere Stimmung herrschte in München: Maximilian der Zweite lag im Sterben.

Am 9. März 1864 hatte er im Krankenbette die letzten Regierungsdokumente unterzeichnet, und noch an demselben Abend hatten die Ärzte alle Hoffnung aufgegeben, sein Leben retten zu können.

Man hatte gewußt, daß er schon lange ein kranker Mann gewesen war; aber niemand hatte geahnt, daß seine letzte Stunde so nahe bevorstand.

Die Nachricht, die sich rasch verbreitete, erfüllte die Hauptstadt mit Schrecken und Klage; unübersehbare Menschenmassen drängten sich in den Schloßhof und starrten nach den Fenstern ihres Herrschers. Es schneite und regnete; der Sturm heulte; aber niemand schien es zu merken. Man wagte nicht mehr, auf eine Nachricht zu warten, die Trost bringen könnte. Alle dachten denselben Gedanken: Unser guter König stirbt!

Die Trauer war im ganzen Lande unbeschreiblich.

Am 10. März um vier Uhr morgens erklärte der Leibarzt, daß der Kranke sich auf den Tod vorbereiten müsse, und teilte dem Könige mit, daß sich der Beichtvater im Schlosse eingefunden habe.

„Ist es so weit mit mir gekommen?“ sagte Maximilian, der sich wohl äußerst schwach fühlte, aber keine großen

Schmerzen hatte. „Nun gut, — Gott wird es am besten mit mir machen! Ich habe immer das Rechte gewollt!“

Gläubig legte er seine Beichte ab und empfing die Sterbesakramente.

Seine verzweifelte Gemahlin hatte die ganze Nacht bei ihm verbracht, und jetzt weilte auch der achtzehnjährige Kronprinz bei seinem Vater.

Der König hatte unter vier Augen ein langes Gespräch mit ihm, in dem er ihn ermahnte und ihm Ratschläge gab. In elfter Stunde versuchte er, das Vertrauen dieses Sohnes zu gewinnen, der sich immer schein zurückgezogen hatte, und dessen Charakter ihm ein Rätsel gewesen war.

In rührender und herzlicher Weise nahm er Abschied von der Königin und seinen beiden Kindern. Er segnete sie und sprach die Hoffnung auf ein Wiedersehen aus.

„Mein Sohn,“ sagte er zu seinem Nachfolger, „nun wünsche ich dir, daß du einmal einen ebenso ruhigen Tod finden mögest wie dein Vater!“

Das waren seine letzten Worte.

Man könnte fast versucht sein zu glauben, daß der Schleier über den Ereignissen der Zukunft in diesem Augenblicke von dem sterbenden Könige genommen wurde, und daß er Dinge sah, die ihn das tragische Ende seines Sohnes ahnen oder fürchten ließen.

Der Erzbischof sprach dem Sterbenden tröstend zu, als er in der Mittagsstunde ohne Kampf zur ewigen Ruhe abgerufen wurde.

Ludwig ward vor Bewegung ohnmächtig. Er hat später in seinem Leben erzählt, wie peinlich es ihn berührt habe, daß man ihn als Herrscher begrüßte, als er aus dem Sterbezimmer seines Vaters trat.

„Der Herr hat einen guten König von uns genommen! — Laßt uns beten, daß er uns wieder einen ebenso guten König gebe!“ sagte der Erzbischof zu den Versammelten, welche draußen harrten. Alle beugten die Knie, und Weinen und Klagen erfüllte den Saal. Hauptstadt und Land standen unter dem Eindrucke eines schmerzlichen Verlustes.

In die Trauer über den Heimgang eines hochgeachteten Fürsten mischte sich die Teilnahme mit seinem Nachfolger, der so streng und so einsam erzogen worden war. Eine schwere Last war mit dem Königsmantel auf seine Schultern gelegt; und sicherlich war der frühe Tod seines Vaters ein Unglück für ihn.

Die Keime zu einem krankhaften Geistesleben, die in ihm schlummerten, würden kaum so rasch emporgewachsen sein, und Maximilians Erziehungsgrundsätze würden vielleicht auch nicht so traurige Folgen nach sich gezogen haben, wenn Ludwig nicht König geworden wäre, als er noch mitten in der Entwicklung stand. Er war zu jung und zu wenig gefestigt, um diesen mächtigen und plötzlichen Umschwung ohne Schaden ertragen zu können. Alle Türen, die früher vor ihm verschlossen gewesen waren, öffneten sich jetzt weit vor ihm; alle suchten seine Gunst; man vergötterte ihn und jubelte ihm zu; und seine alltäglichen Aussprüche wurden zu geflügelten Worten gemacht.

Am 12. März legte er in Gegenwart der königlichen Prinzen und der Mitglieder des Staatsrates den Eid auf die Verfassung ab.

Der Minister des Auseren hielt eine Rede, auf die der neue König mit folgenden Worten erwiderte: „Der allmächtige Gott hat meinen teuren, hochgeliebten Vater von dieser Erde abgerufen. Ich kann den Gefühlen, die mein Herz

erfüllen, keinen Ausdruck verleihen. Groß und schwer ist die Aufgabe, die meiner wartet. Aber ich vertraue auf Gott, der mir Licht und Kraft senden wird, sie zu erfüllen. Ich will in Treue gegen den Eid regieren, den ich eben geschworen habe, und in Übereinstimmung mit der Verfassung, die nun fast ein halbes Jahrhundert lang bestanden hat. Die Wohlfahrt meiner geliebten Bayern und die Größe Deutschlands sollen das Ziel meines Strebens sein. Ich bitte Sie alle, mir bei der Erfüllung meiner schweren Pflichten helfend zur Seite zu stehen!“

Ludwig bleibt populär ohne irgendwelche Anstrengung von seiner Seite; denn die Bayern sind ein loyales Volk, und starke Bande verknüpfen das Volk und das Königshaus.

Die Jugend und das sympathische Aussehen des Monarchen waren natürlich auch nicht ohne Wirkung. War doch jedermann von seiner Schönheit und seiner einnehmenden Persönlichkeit geradezu überrascht, so daß ein deutsch-österreichischer Schriftsteller, der ihn kurz nach seiner Thronbesteigung sah und mit ihm sprach, sich mehrere Jahre später äußern konnte: „Er war der schönste Jüngling, den ich jemals gesehen habe. Seine hohe, schlanke Gestalt war vollkommen symmetrisch. Sein reiches, leicht gelocktes Haar und der leise Anflug eines Bartes verliehen seinem Kopfe Ähnlichkeit mit jenen großartigen antiken Kunstwerken, durch welche wir die ersten Vorstellungen von dem Begriffe gewonnen haben, den die Hellenen von männlicher Kraft hatten. Selbst wenn er ein Bettler gewesen wäre, hätte er sich meiner Aufmerksamkeit nicht entziehen können. Kein Mensch, alt oder jung, reich oder arm, konnte von dem Zauber unberührt bleiben, der von seinem ganzen Wesen ausging. Seine Stimme hatte einen angenehmen Klang. Die Fragen, die er stellte,

waren klar und bestimmt. Seine Gesprächsstoffe waren wohl gewählt und geistreich; er drückte sich leicht und natürlich aus. Die Begeisterung, die er in mir weckte, hat sich niemals vermindert, im Gegenteil, sie hat mit den Jahren zugenommen. Das Bild des jungen Monarchen steht noch in unauslöschlichen Farben in meiner Seele ausgeprägt.“

Ein anderer deutscher Schriftsteller, Paul Heyse, begegnete dem jungen Könige etwa zu derselben Zeit und hat seinen Eindruck gleichfalls veröffentlicht. Er ist zwar nicht in demselben Grade begeistert, aber auch ihm scheint Ludwig imponiert zu haben.

„Die großen Augen,“ sagt Heyse, „waren träumerisch, der Blick gewinnend. Was er sagte, war frei von jeder Spur von Verlegenheit. Er besaß ein außergewöhnlich sicheres Urteil über diejenigen, die in seine Nähe kamen, und eine Menschenkenntnis, die geradezu wunderbar erscheinen mußte in Anbetracht dessen, daß er so einsam und so fern von der Welt erzogen worden war.“

4.

Ein Heiratsplan.

Kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung empfing Ludwig den Besuch des österreichischen Kaiserpaares.

Elisabeth war seine Cousine. Als sie als Kaiserin nach Wien zog, war er erst neun Jahr alt. Später hatte sie oft ihr Vaterhaus und die bayrische Königsfamilie besucht; aber bei diesen Gelegenheiten hatte der scheue Kronprinz kaum Anlaß gefunden, die schöne Herrscherin des mächtigen Nachbarreiches zu sehen und zu begrüßen.

Diesmal lagen die Verhältnisse anders. Jetzt war er König, und schnell knüpfte sich zwischen beiden ein Freundschaftsband, das bis zu Ludwigs Tode dauerte. *)

Er empfing das Kaiserpaar mit der größten Aufmerksamkeit und suchte ihren Aufenthalt in seiner Hauptstadt so angenehm und festlich als möglich zu gestalten.

Von München gingen Franz Joseph und seine Gemahlin nach Rißingen, wo ihnen Ludwig einen Gegenbesuch abstattete.

In diesem Badeorte, der ein Sammelplatz der vornehmsten Gesellschaft war, ward der junge König von Bayern mit Begeisterung empfangen, und hier war es auch, wo er mit der russischen Kaiserfamilie zusammentraf.

*) Betreffs dieses Freundschaftsverhältnisses verweise ich auf mein Buch: „Elisabeth, Kaiserin von Osterreich und Königin von Ungarn“ (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4241/42).

Die Kaiserin Maria Alexandrowna trat ihm mit mütterlicher Freundlichkeit entgegen und scheint sofort den Plan gefaßt zu haben, ihn zu ihrem Schwiegersohne zu machen.

Allerdings war Bayern keine Großmacht; aber es war ein ansehnliches Reich zweiten Ranges. Das bayrische Königshaus war alt und angesehen; und sein jetziges Haupt war eine strahlende Persönlichkeit und, wie es schien, edel und liebenswürdig von Charakter.

Auch für Ludwig und das Land, das er repräsentierte, mußte eine solche Verbindung passend und wünschenswert erscheinen, obwohl die Großfürstin Maria — die einzige Tochter des Kaiserpaares — damals noch ein Kind war.

Von Kissingen begaben sich die russischen Fürstinnen nach dem Badeorte Schwalbach.

Nach einem kurzen Aufenthalte in München suchte der König von Bayern sie dort auf, und oft begleitete er Mutter und Tochter auf ihren Ausflügen und war ihr unermüdlicher Ritter.

Der Heiratsplan zwischen dem russischen und dem bayrischen Hofe bestand mehrere Jahre lang.

Es scheint außer Zweifel, daß Ludwig eine Zeitlang wirklich daran gedacht hat, um die Hand der Großfürstin anzuhalten; ja er ließ sogar den Entwurf zu einem griechisch-moskowitzischen Schlosse herstellen, das seine Hochzeitsgabe sein sollte, und wo sie als Jungvermählte ihre Flitterwochen verleben wollten.

Im nächsten Sommer kamen die Zarin und ihre Tochter wieder nach Kissingen, und der König traf hier aufs neue mit ihnen zusammen. Die gegenseitige Liebenswürdigkeit und das Entgegenkommen setzten sich fort; und überdies schienen sowohl die Kaiserin wie die bayrischen Minister eifrig bestrebt, die Verbindung zustande zu bringen.

Man erwartete jeden Tag, daß die Verlobung bekanntgemacht würde; — aber man wartete vergebens.

Der König zögerte, das entscheidende Wort auszusprechen; in Wirklichkeit sprach er es niemals aus!

Man versuchte, den Grund zu erraten. Einige meinten, das, was abkühlend auf ihn gewirkt hätte, sei der allzu große Eifer der Zarin gewesen, die Partie zustande zu bringen. Andere wollten wissen, daß der schönheitsliebende Jüngling Bedenken gefaßt hätte, weil er entdeckt habe, daß die kleine russische Kaisertochter an dem einen Fuße eine höhere Ferse hatte als an dem anderen.

Kein Mensch ahnte jedoch den wirklichen Grund, der in Ludwigs unruhigem, unentschlossenem Temperament und in seiner angeborenen Unlust gesucht werden muß, überhaupt in die Ehe zu treten.*)

*) Die Großfürstin Maria verheiratete sich einige Jahre später mit dem zweitältesten Sohne der Königin Viktoria von England, dem Prinzen Alfred, der später Herzog von Koburg-Gotha wurde.

5.

König Ludwig und Richard Wagner.

Richard Wagner wirft im Vorworte zu seiner Nibelungen-Dichtung die Frage auf: „Wird sich wohl ein Fürst finden, der die Aufführung meines Werkes ermöglicht?“

Ludwig von Bayern las dies als Kronprinz, und begeistert rief er aus: „Wenn ich König werde, will ich der Welt zeigen, wie hoch ich sein Genie schätze!“

Kaum einen Monat nach seiner Thronbesteigung sandte er seinen Kabinettssekretär, Herrn von Pfistermeister, ab, um Wagner einzuladen, nach München zu kommen, und dieser suchte ihn zunächst in Wien. Aber der Dichter-Komponist hatte über Hals und Kopf aus der österreichischen Hauptstadt flüchten müssen, weil man ihm mit Schuldenhaft gedroht hatte, und wünschte zunächst verborgen zu bleiben.

Schließlich glückte es, ihn bei Freunden in Stuttgart aufzuspüren. Der Sendbote des Königs überreichte ihm eine Photographie Ludwigs sowie einen Rubinring und verkündete ihm, daß so, wie der Stein in dem Ringe glühe, sein Herrscher vor Sehnsucht brenne, ihn zu sehen.

An seinem sechzehnten Geburtstage hatte der Kronprinz von Bayern einer Aufführung des „Lohengrin“ beigewohnt, und diese Oper hatte einen um so tieferen Eindruck auf ihn

gemacht, als die Sage von den Schwanenrittern mit Hohen-
schwangau verknüpft war, das, wie wir wissen, von Kindheit
auf sein liebster Aufenthaltsort gewesen war.

In den Jahren vor seiner Thronbesteigung wuchs sein
Interesse für den Schöpfer der „Zukunftsmusik“. Bei einem
Besuche bei seiner Tante, der Herzogin Ludovica in Possen-
hofen, hatte er Wagners Werke auf ihrem Flügel gefunden;
und von nun an studierte er sie mit Eifer.

Ludwig war nicht hervorragend musikalisch; ein Musiker,
der ihm Klavierunterricht erteilte, meinte sogar, daß er kein
musikalisches Gehör besitze. Wagners Tondramen zogen ihn
also vielleicht mehr durch die phantastische Dichtung als
ihren musikalischen Wert an.

Freudig und erwartungsvoll folgte der Meister der Ein-
ladung des jungen Königs, und in den ersten Tagen des
Mai 1864 traf er in München ein, wo er mit Auszeich-
nung empfangen wurde. Seine Persönlichkeit machte einen
starken Eindruck auf Ludwig, der ihn seines Wohlwollens
und seines warmen Interesses versicherte.

„Das Udenkbare und das Einzige, was mir fehlte, ist
zur Wirklichkeit geworden! Der Himmel hat mir einen
Gönner geschenkt. Durch ihn lebe ich und verstehe ich mich
selbst!“ rief der Dichter-Komponist zu Freunden aus, die
ihn erwarteten, als er aus dem Schlosse zurückkehrte.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in der
Hauptstadt Bayerns setzte er seine Reise nach Wien fort,
wo er, dank der Güte Ludwigs, nun seine Schulden be-
zahlen konnte. Bald indes kehrte er nach München zurück,
und Pfistermeister hieß ihn im Namen seines Herrn in einer
herrlich gelegenen Villa am Starnberger See willkommen,
in der er ungestört seiner Kunst leben konnte.

Ludwig hielt sich zu derselben Zeit auf dem nahegelegenen Schlosse Berg auf, wo Wagner ihn häufig besuchte und ihm seine Werke vortrug.

Die Phantasie des Meisters, seine Dichtung, sein faszinierendes Wesen rissen den königlichen Schwärmer zu blinder Begeisterung fort. Der ältere Mann übte eine dämonische Macht auf den Jüngling aus, und seine Gegenwart wirkte geradezu elektrisierend auf ihn. Ihr Zusammensein ward ein entscheidendes Ereignis im Leben beider. Voller Mitleid und glücklich in dem Bewußtsein, ihm helfen zu können, schrieb der König am Tage nach ihrer ersten Begegnung: „Seien Sie überzeugt, daß ich alles tun werde, was in meiner Macht steht, um Ihnen für Ihre früheren Leiden Ersatz zu schaffen. Ich will die kleinlichen Sorgen des Alltagslebens für allezeit von Ihrem Haupte verjagen. Ich will Ihnen die ersehnte Ruhe bereiten, damit Sie in der reinen Sphäre Ihrer Kunst ungestört Ihr ganzes Genie entfalten können. — — Unbewußt sind Sie die einzige Quelle meiner Freuden gewesen. Seit meinen frühen Jünglingsjahren waren Sie mir ein Freund, der wie kein anderer zu meinem Herzen sprach, mein bester Lehrer und Erzieher!“

Trotz des Altersunterschiedes steht es außer allem Zweifel, daß Wagner vom ersten Augenblicke ab die Gefühle seines Beschützers mit Wärme erwiderte.

Er schrieb im Mai 1864 an seine Freundin, Frau von Wille: „Er (der König) ist leider so schön und so geistreich, so seelenvoll und so herrlich, daß ich fürchte, sein Leben möge verschwinden wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser ärmlichen Welt. Er liebt mich mit der Innigkeit und Wärme der ersten Liebe. Er kennt mich und weiß alles über mich und versteht mich wie meine eigene Seele. Er will, daß

ich beständig bei ihm bleibe, arbeite, mich ausruhe, meine Werke aufführe. Er will mir alles geben, was ich dazu brauche. Ich soll die ‚Nibelungen‘ fertigmachen; und er will sie so aufführen, wie ich es wünsche. Ich soll mein eigener Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich selbst und sein Freund! — — Alle Not soll von mir genommen werden; ich soll alles haben, was ich brauche; nur soll ich bei ihm bleiben! — — Sie können sich keine Vorstellung von dem Zauber machen, der von seinem Blicke ausgeht. Möge er am Leben bleiben; es ist ein reines Wunder!“

Über ihr persönliches Beisammensein schrieb er bei einer anderen Gelegenheit: „Ich eile immer zu ihm wie zu der Geliebten. Es ist ein hinreißender Verkehr. — — Und dazu diese liebenswürdige Fürsorge für mich, diese reizende Herzenseuschheit, wenn er mich seines Glückes darüber versichert, mich zu besitzen. So sitzen wir oft stundenlang beieinander, einer in den Anblick des andern verloren.“

Dasselbe Gefühl jubelt aus einem Briefe, den er am 20. Mai an seinen Freund Weißheimer schrieb: „Nur zwei Worte, um Ihnen das unbeschreibliche Glück zu bestätigen, das mir zuteil geworden ist. Alles ist so eingetroffen, daß es nicht möglich ist, es sich schöner zu träumen. Dank der Liebe des jungen Königs bin ich für alle Zeiten gegen jede Sorge geschützt, kann arbeiten und brauche mich über nichts zu härmern. Kein Titel, keine Funktion, keine Verpflichtung! Sobald ich etwas aufführen will, stellt der König alles zu meiner Verfügung, was ich brauche. — — Mein junger König ist für mich eine wunderbare Gabe des Schicksals. Wir lieben einander so, wie nur ein Lehrer und ein Schüler einander lieben können. Er ist glücklich darüber, daß er

mich hat, und ich bin glücklich über ihn. — — Dazu ist er so schön und so tief, daß der tägliche Umgang mit ihm hinreißend ist und mir ein vollständig neues Leben gibt.“

Schon an diesem Zeitpunkte fügt er jedoch hinzu: „Sie können sich denken, welch ungeheurer Meid mir zuteil wird!“

In demselben Jahre ruft er Ludwig zu:*)

„O, König! Holder Schirmherr meines Lebens!
Du, höchster Güte wonnereicher Hort!
Was du mir bist, kann staunend ich nur fassen,
Wenn mir sich zeigt, was ohne dich ich war.

Du bist der holde Lenz, der neu mich schmückte,
Der mir verjüngt der Zweig' und Äste Saft;
Es war dein Ruf, der mich der Nacht entrückte,
Die winterlich erstarrt hielt meine Kraft.
Wie mich dein hehrer Segensgruß entzückte,
Der wonnestürmisch mich dem Leid entrafft,
So wandl' ich stolzbeglückt nun neue Pfade
Im sommerlichen Königreich der Gnade.“

Anfang Oktober zog Wagner vom Starnberger See nach München, wo ihm Ludwig eine möblierte Villa in der Briennerstraße schenkte. Schloßgärtner verwandelten den anstoßenden Garten in einen hübschen Park, und Wagner selbst erhielt eine bedeutende monatliche Ehrengage.

Der Verkehr zwischen den Freunden setzte sich allem Anscheine nach ungestört fort. Sie verbrachten ihre Tage in Gesellschaft miteinander und blieben oft sogar die halbe Nacht beisammen.

*) In einer Zueignung des Klavierauszugs zu „Die Walküre“ (Juli 1864).

Der Monarch überschüttete den Dichter-Komponisten mit Gaben und kam allen seinen Wünschen entgegen.

Am 25. November brachten die Zeitungen der Hauptstadt einen offiziellen Artikel, der folgenden Inhalt hatte: „Se. Majestät haben beschlossen, daß unter Wagners Leitung eine Operschule errichtet werde, in der Sänger und Sängerinnen, die sich für die Bühne ausbilden wollen, den nötigen praktischen Unterricht erhalten können. Das königliche Residenztheater wird bei den Übungen der Schüler zur Verfügung gestellt werden.“

Am 4. Dezember wurde „Der fliegende Holländer“ im Hoftheater aufgeführt. Das Haus war überfüllt, und das Publikum folgte der Oper mit Interesse. Wagner, der an diesem Abende zum erstenmal öffentlich als Dirigent in München auftrat, wurde nach dem zweiten Akte und nach Schluß der Vorstellung hervorgerufen.

Um die Stellung, die er gewonnen hatte, noch mehr zu festigen, wurde bestimmt, daß er am folgenden Sonntag im Hoftheater ein Konzert abhalte, wo mehrere seiner Kompositionen aufgeführt werden sollten. Dieses war indes schlecht besucht; und die Kritik erklärte, daß Wagner mehr Dichter als Musiker sei.

Wenige Wochen darauf empfing der König in besonderer Audienz den Architekten Semper, der auf Wagners Aufforderung nach München gekommen war. Wagner wünschte nämlich, daß in der Hauptstadt Bayerns ein neues, großes Theater nach seinen eigenen Grundsätzen errichtet werde.

Man beabsichtigte, dieses Prachtgebäude auf die Höhe der Maximilians-Anlagen zu verlegen, von denen aus eine breite Straße hinunter an die Isar führen sollte; über den

Fluß selbst aber sollte eine Brücke im Renaissancestil gebaut werden.

Die Kosten des Theaters waren auf eine Million Gulden veranschlagt. Zusammen mit der beabsichtigten Brücke sowie der Straße und den Begeanlagen hatte Semper die Summe auf fünf Millionen berechnet.

Seine Entwürfe und Zeichnungen sagten Ludwig im höchsten Grade zu; aber die Beamten der Kabinettskaffe, die aus der Zeit des vorigen Herrschers an Sparsamkeit gewöhnt waren, leisteten heftigen Widerstand gegen den Plan. Ludwig sah sich deshalb genötigt, die Ausführung auf unbestimmte Zeit zu verschieben, und später gab er sie ganz auf. *)

Die Hauptstadt Bayerns verlor dadurch entschieden; denn dieses Theater würde nicht nur ein Schmuck für die Stadt geworden sein, sondern es würde auch eine ungeheure Menge von Menschen dorthin gezogen haben, so daß die Kosten im Laufe der Zeit reichlich gedeckt worden sein dürften.

Die eigentliche Opposition gegen Wagner begann in München an dem Tage, wo seine weitumfassenden Theaterpläne bekannt wurden.

Der Adel sah in ihm den bösen Geist des unerfahrenen Königs, welcher der vornehmen Welt den Zugang zum Throne versperre; die Geistlichkeit aber nahm Argernis an ihm, weil er Freidenker war. Unter den Musikern fanden sich verschiedene, die den Komponisten des „Fliegenden Holländer“, des „Lohengrin“ und des „Tannhäuser“ bewun-

*) Die Entwürfe wurden einige Jahre später für das Richard Wagner-Theater in Baireuth, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, benützt.

derten, die aber gleichwohl und von ganzem Herzen die „Zukunftsmusik“ als eine Verirrung bekämpften.

Anderer seiner Kollegen betrachteten ihn allerdings als den genialsten Tondichter seiner Zeit; aber sie mißgönnten ihm, daß er sich in der Gunst des Herrschers sonnen konnte, und sie zogen seine persönlichen Schwächen in die Öffentlichkeit.

Wagner war nicht ohne Schuld an diesen Feindseligkeiten; denn der übertriebene Luxus, den er entfaltete, ärgerte die sparsamen Bürger. Gern rühmte er sich der königlichen Gnade, und es hieß allgemein, daß er den offenen Beutel seines Gönners in seiner genialen Ungebundenheit mißbrauche, so daß man in weiten Kreisen befürchtete, er verleite Ludwig zur Verschwendung.

Durch seine Empfindlichkeit und seine Ungebuld, wo es die Ausführung seiner Pläne galt, stieß er außerdem manchen vor den Kopf. Ein großer Teil der Presse begann, sich feindlich zu zeigen, die Witzblätter beschäftigten sich mit ihm, und er litt viel unter den Hänken, die man gegen ihn schmiedete.

Am 7. März 1865 schrieb er an August Röckl: „Ich sehne mich nur danach, in einem hübschen Winkel Italiens fortzukommen, — — um meine armen Nerven pflegen zu können! Aber wie kann ich auf der anderen Seite diesen jungen König in seiner abscheulichen Umgebung und mit einem so wunderbar an mich gefesselten Herzen verlassen!“

Auf Wagners Aufforderung hin berief der König Hans von Bülow und mehrere andere seiner Anhänger nach München.

Bülow wurde zum Hofkapellmeister und „Vorspieler“

vor Sr. Majestät ernannt. Aber er behandelte die Künstler der Hofkapelle wie Schulbuben, die jedoch durchaus nicht an ein solches Auftreten gewöhnt waren. Sie verkehrten in den besten Familien der Hauptstadt, und ihr Mißvergnügen mit dem neuen Kapellmeister pflanzte sich bald in weitere Kreise fort.

Am 7. Mai 1865 brachten die „Neuesten Nachrichten“ folgende Notiz: „Männer, an deren Wahrheitsliebe zu zweifeln wir keinen Grund haben, teilen uns mit, daß Herr von Bülow neulich während einer Probe zu Wagners ‚Tristan und Isolde‘ verlangte, daß das Orchester erweitert werde. Maschinenmeister Bendmayer antwortete, daß in diesem Falle dreißig Parkettplätze geschleift werden müßten. — Daraufhin äußerte Bülow: ‚Was tut das, ob dreißig Schweinehunde mehr oder weniger ins Theater gehen!‘“

Der übernervöse Musiker, der gewöhnt wahr, seiner scharfen Zunge freien Lauf zu lassen, konnte nicht leugnen, daß er diese Worte geäußert habe, und sah sich genötigt, öffentlich zu erklären, daß er dabei ausschließlich an den Teil des Publikums gedacht habe, der sich Wagner gegenüber feindselig gestellt hatte.

Es schadete dem Dichter-Komponisten in hohem Grade, daß Hans von Bülow trotz seiner unbestreitbaren Tüchtigkeit so verhaßt war. Auch andere seiner Freunde, welche in dieser Zeit nach München gekommen waren, verletzten die Bürger dadurch, daß sie verächtlich auf die Musikverhältnisse in ihrer Stadt herabsahen und auf ihre Kosten Witze rissen.

Mehr als alles andere trug jedoch dazu bei, Argernis zu erregen, daß Frau Cosima von Bülow, geb. Liszt, in der

Villa in der Briennerstraße die Rolle der Hausfrau übernommen hatte. Man erfuhr, daß die gegenseitige Bewunderung zwischen ihr und Wagner in ein Liebesverhältnis übergegangen war, und die Sittlichkeitsrichter ergriffen aus diesem Grunde heftig Partei gegen ihn.

Nur bei Hofe erschien Wagners Stellung unerschüttert. Ludwig hörte nichts von den Gerüchten, die über Bülow's Frau und seinen Freund im Umlaufe waren, und überdies kannte er die Feindseligkeiten, deren Gegenstand Wagner war, nur zum geringen Teile.

Zeitungsartikel, die zu seiner Kenntnis gelangt waren, hatten den feinfühlenden Jüngling jedoch in hohem Grade erbittert.

„Verzeihen Sie ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun,“ schrieb er aus diesem Anlasse an Wagner. „Sie wissen nicht, daß Sie für mich alles sind und es bis zum Tode bleiben werden!“

In einem anderen Briefe heißt es: „Ach, mein Freund, wie schrecklich schwer macht man es uns nicht! Aber ich will nicht klagen. Ich habe ja ihn, den Freund, den Einzigen!“

Am Hoftheater in München studierte man des Meisters herrliches Tonwerk „Tristan und Isolde“ ein, an dessen Aufführung bis dahin kein Theater sich gewagt hatte. Das berühmte Sängerpaaar Ludwig und Malwina Schnorr von Carolsfeld kam aus Dresden, um die Titelrollen zu übernehmen, und Bülow, den der Komponist sein „anderes Ich“ nannte,*) sollte die Oper dirigieren.

*) In einem Briefe vom 5. Mai an Redakteur Friedrich Uhl („Der Botschafter“, Wien).

Die Proben begannen im Hause Wagners, wurden aber später nach dem königlichen Residenztheater verlegt, das zu diesem Zwecke zu unumschränkter Benutzung gestellt war.

Der Meister instruierte jeden einzelnen der Künstler.

Der kleine Mann mit dem mächtigen Kopfe war Feuer und Flamme und riß alle mit sich fort. Wenn eine schwierige Stelle besonders gut geglückt war, sprang er auf und umarmte und küßte den Sänger oder die Sängerin; bisweilen stellte er sich sogar vor lauter Freude auf dem Sofa auf den Kopf. *)

Es war bestimmt, daß „Tristan und Isolde“ am 15., am 18. und am 22. Mai (dem Geburtstag des Dichters-Komponisten) 1865 aufgeführt werden sollte, und Wagners Anhänger wie Vertreter der Presse waren aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Auslande herbeigekommen, um der Vorstellung beizuwohnen, die man als ein Ereignis in der musikalischen Welt betrachtete. Aber Frau Schnorr von Carolsfeld ward plötzlich krank; und die Aufführung mußte verschoben werden.

Am 10. Juni konnte endlich die erste Vorstellung stattfinden. Schon zeitig am Vormittage war das ganze Haus zu bedeutend erhöhten Preisen ausverkauft. Die Königslogen neben der Bühne füllten sich; man sah Prinz Luitpold mit seinen ältesten Söhnen, Prinz Adalbert mit Gemahlin, den alten König Ludwig den Ersten und Herzog Max, die fast alle bis zum Schlusse der Oper im Theater verweilten.

Zehn Minuten nach sechs Uhr zeigte sich der König in der sogenannten „Kaiserloge“; er wurde mit lauten Zurufen empfangen, und das Orchester stimmte Fanfaren an.

*) Frau Herwegh in der „Gegenwart“ (1897).

Ludwig war augenscheinlich erfreut und dankte freundlich nach allen Seiten.

Im nächsten Augenblicke trat Hans von Bülow auf den Dirigentenplatz, und die Vorstellung begann.

Es war damals nicht Sitte im Hoftheater, den Künstlern Beifall zu klatschen, wenn Se. Majestät zugegen war, und bevor dieser das Zeichen gegeben hatte; nach dem ersten Akte konnte sich ein großer Teil des Publikums jedoch nicht enthalten, Herrn und Frau Schnorr von Carolsfeld hervorzurufen. Sofort fielen indes Zischende und Pfeifende ein, die der Beifall aber übertäubte.

Nach dem zweiten Akte rief man wieder nach dem Sängerpaa, diesmal unter ungeteilter Anerkennung.

Als um elf Uhr die Vorstellung zu Ende war, kam es aufs neue zum Streite zwischen den Parteien: Applaus und Pfeifen kämpften um die Oberhand. Da führten Herr und Frau Schnorr von Carolsfeld Wagner auf die Bühne, dem man sofort mit stürmischen Ovationen huldigte; aber hier und da hörte man gleichwohl noch deutliches Zischen. Der König, welcher die Vorstellung mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt hatte, und der im dritten Akte zu Tränen gerührt gewesen war, bebte vor Bewegung. Er erhob sich in seiner Loge und klatschte eifrig Beifall.

Endlich ward Frieden; der Vorhang fiel, und Wagners Genie hatte gesiegt.

In ganz Europa fand sich kaum eine größere Zeitung, geschweige denn ein Musikblatt, das diesen Abend nicht besprochen hätte. Die Meinungen über das Werk waren geteilt; aber es herrschte nur ein Urtheil über die großartige Leistung des Orchesters unter Hans von Bülows Leitung, sowie über das Künstlerpaa Schnorr von Carolsfeld.

Ein anwesender Franzose äußerte:*) „Ich bezweifle, daß Wagners ‚Tristan‘ jemals populär werden wird; denn er zeichnet sich nicht durch Klarheit und Schlichtheit aus. Dagegen werden Musiker Schätze in ihm finden. — Ich habe niemals einer Oper beigewohnt, die so schnell die Aufmerksamkeit ermüdet, und die eine so außerordentliche geistige Anspannung erfordert. Aber ich kenne auch keine mit so hohen und hinreißenden Schönheiten.

Man muß dem jungen Könige die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ohne ihn die Aufführung niemals würde ermöglicht worden sein. Er hat mit seiner ganzen Energie für sie gearbeitet; und Wagners Triumph ist in Wahrheit der seinige. Ludwigs Haltung während der fünf Stunden, welche die Oper dauerte, war gleichfalls eine Merkwürdigkeit an dem Schauspieler. Man kann überzeugt sein, daß dieser junge Mann die Welt von sich reden machen wird! Ein zwanzigjähriger Monarch, freisinniger als seine Opposition, die er vorwärts treibt, — ein König, der vor den höchsten Problemen in der Kunst nicht zurückschreckt, ist eine seltene Erscheinung in der Geschichte!“

Wagner erhielt von seinem königlichen Beschützer ein Schreiben, in dem es heißt:

„Erhabener, göttlicher Freund!

Raum kann ich den morgenden Tag erwarten, so sehne ich mich schon jetzt nach der zweiten Vorstellung. — — Nicht wahr, mein teurer Freund, der Mut zu neuem Schaffen wird Sie niemals verlassen! Im Namen jener bitte ich Sie, nicht zu verzagen, jener, die Sie mit Wonne erfüllen, die sonst nur Gott verleiht!

Sie und Gott!

*) „Progrès de Lyon.“

Bis in den Tod, bis hinüber nach jenem Reiche der
Weltennacht verbleibe ich

Ihr treuer

Ludwig."

Hans von Bülow sprach der König gleichfalls seinen Dank
in einem Briefe aus, der von einer Diamantnadel begleitet
war, und dem Künstlerpaare Schnorr von Carolsfeld ließ
er Diamantringe überreichen, die zur Erinnerung an die
Festvorstellung sinnreich gefaßt waren.

6.

Ludwigs erste Reise nach der Schweiz. — Richard Wagner verläßt München. — Beurteilung des Verhältnisses zwischen König und Künstler.

Wir wissen, daß Schiller von Kindheit auf Ludwigs Lieblingsdichter gewesen war. In München, wie auf allen anderen Theatern, hatte man seine Werke bisher in verkürzter Form aufgeführt. Aber der „Romantiker auf dem Throne“ befahl, daß man sie auf seinem eigenen Theater spiele, wie der Dichter sie sich gedacht hatte.

Am 18. Oktober 1865 wurde „Wilhelm Tell“ zum erstenmal in seiner ursprünglichen Gestalt aufgeführt, und nach dieser Vorstellung bekam der König Lust, das Volk und das Land selbst kennen zu lernen, das Schiller in seinem Werke verherrlicht hatte.

Von seinem damaligen Adjutanten, dem Fürsten Paul von Thurn und Taxis, begleitet, reiste er am 20. Oktober nach der Schweiz, und in Luzern — dem Knotenpunkte für das Reiseleben in der Schweiz — logierte er sich im „Hotel Schweizerhof“ ein.

Da er nicht angemeldet war und niemand ihn kannte, wies man ihm ein Zimmer im vierten Stocke an.

Man kann sich denken, welche Bestürzung es unter dem Hotelpersonal hervorrief, als man am folgenden Tage erfuhr, daß es der König von Bayern sei, den man so hoch da droben untergebracht hatte. In größtem Schrecken eilte deshalb der Wirt zu ihm hinauf, entschuldigte sich tausend-

mal und bot ihm die Reihe von Zimmern im ersten Stocke an, wo königliche Personen sonst zu wohnen pflegten.

Ludwig schlug das Anerbieten jedoch mit dem freundlichsten Lächeln aus und erklärte, daß er mit seinem kleinen Zimmer im vierten Stocke mit der schönen Aussicht über den See und die Berge so zufrieden sei, daß er es behalten wolle.

Von Luzern aus unternahm er Ausflüge nach den sagenreichen Stätten in den Urkantonen: nach dem Rütli, der Tells-Platte, nach der Höhlen Gasse bei Rüßnacht und nach mehreren anderen Örtlichkeiten.

Die Herzen der Bevölkerung schlugen dem schönen, enthusiastischen Jüngling warm entgegen, und die „Schwyzer Zeitung“ sandte ihm nach seiner Abreise einen herzlichen Gruß, den er in einem eigenhändigen Briefe folgenden Inhalts beantwortete:

„Herr Redakteur!

Mit inniger Freude las ich heute den herzlichen Gruß des Landes Wilhelm Tells, und erwidere denselben aus ganzem Herzen.

Ich grüße ebenfalls meine lieben Freunde aus den Urkantonen, für welche ich schon als Kind eine Vorliebe besaß.

Die Erinnerung an meinen Besuch der herrlichen Inner-Schweiz und an das biedere, freie Volk, das Gott segnen wolle, wird mir immer teuer bleiben.

Mit wohlwollender Gesinnung bin ich

Ihr wohlgewogener

Ludwig.

Hohenschwangau, am 2. November 1865.“

Nach seiner Rückkehr lud er Richard Wagner ein, zu ihm zu kommen; und am 10. November begrüßten sich die beiden Freunde wiederum in der „Schwanenburg“.

Im Anfange des Jahres 1866 sollte die neue Schule für Musik und dramatische Kunst unter Hans von Bülow's Leitung eröffnet werden; aber Wagner hatte noch so mancherlei auf dem Herzen, worum er seinen königlichen Freund bitten wollte.

Er war so zufrieden mit seinem Aufenthalte in Hohen Schwangau, daß er nach der Heimkehr an einen seiner Anhänger telegraphierte: „Das Jahr 1866 ist unser!“

Unterdessen waren jedoch von verschiedenen Seiten Kräfte tätig, um die Freundschaft zwischen ihm und Ludwig zu nichte zu machen.

Der Kabinettssekretär und der Kassierer der Kabinettskasse, welche lange Jahre das Vertrauen des verstorbenen Königs besessen hatten, hielten es für ihre Pflicht, der Neigung zur Verschwendung, die sich bei dem jungen Herrscher zeigte, entgegenzuarbeiten, und sie fanden bald Beistand bei den zahlreichen Widersachern des Dichter-Komponisten. Die Opposition wuchs zu einem wahren Sturme an; denn das Volk, das weder Wagners Verhältnis zu Ludwig, noch seine künstlerischen Zwecke begreifen konnte, glaubte an die Zerrbilder von ihm, die seine Feinde in Wort und Schriften entwarfen.

„Wohlunterrichtete wollen wissen,“ schrieb der „Volksbote“, „daß Wagner im Laufe von kaum einem Jahre der Kabinettskasse nicht weniger als eine Million und neunhunderttausend Gulden gekostet hat. Wir können nicht dafür einstehen, daß die Zahl richtig ist; aber wir können es als sicher bezeichnen, daß Wagner vor einigen Wochen aufs

neue vierzigtausend Gulden verlangt hat, um seine kostbaren Gewohnheiten zu befriedigen. Herr von Pfistermeister hat dem Monarchen abgeraten, dieses neue, übertriebene Verlangen zu bewilligen. Als Folge davon hat Richard Wagner in seiner Raserei einen unhöflichen Brief an Herrn von Pfistermeister geschrieben; und schließlich hat er trotz alledem die Summe erhalten, die er wünschte.“

Während Minister, Reichsräte und Bürgerrepräsentanten Partei gegen ihn ergriffen, war in den breiteren Schichten die Stimmung jedoch geteilt.

So ereignete sich z. B. in einem Eisenbahnzuge die folgende Episode: Ein katholischer Geistlicher sprach laut sein Mißvergnügen darüber aus, daß Se. Majestät soviel Staat mit „lutherischen Musikanten“ mache.

Hierauf antwortete jedoch ein Bauer, der in demselben Wagen saß: „Ich sehe den König lieber mit Musikanten als mit Pfaffen verkehren.“

Wagner, der den Kabinettssekretär als den Urheber all des Widerstandes betrachtete, auf den er stieß, sprach sich bei mancherlei Gelegenheiten in herabwürdigenden Ausdrücken über diesen hochgeachteten Mann aus. In dem anderen Lager dagegen bewunderte man Pfistermeister, daß er gegen die rücksichtslosen Forderungen des Meisters so tapfer standhielt, und die konservativen Blätter nahmen kräftig Partei für ihn.

Am 4. Dezember wurde in Geschäftslokalen in München eine Vertrauensadresse zur Unterschrift ausgelegt, die Herrn von Pfistermeister durch eine Deputation überreicht werden sollte und die Bitte an ihn enthielt, unverrückbar fest auf der Seite des Königs zu stehen. Ludwig erhielt eine offizielle Mitteilung darüber, und gleichzeitig gab man ihm

rückhaltlos zu verstehen, in welchem hohem Grade Wagner sich unbeliebt gemacht habe.

Am 5. Dezember zog er von Hohenschwangau nach dem Residenzschlosse in München zurück, und noch an demselben Tage fanden sich seine Mutter, sein Großonkel Prinz Karl, der Erzbischof Scherr und der Staatsminister von der Pforden bei ihm ein.

In seiner Eigenschaft als Minister des königlichen Hauses überreichte der Letztgenannte ein Memorandum, in dem er drohte, seinen Abschied zu nehmen, wenn Wagner Bayern nicht verliesse. Die Polizei könne nicht länger für die Sicherheit des Dichter-Komponisten einstehen. Prinz Karl verließ der Überzeugung des Hofes energischen Ausdruck, daß des Königs freundschaftliches Verhältnis zu Wagner bedenkliche Folgen heraufbeschwören würde. Ja, selbst Diener, welche ausgefragt wurden, ließen durchblicken, daß unter den jetzigen Verhältnissen eine Revolution ausbrechen könne.

Der König war nervenschwach. Wagners Heftigkeit und sein anspruchsvolles Wesen hatten ihm schon manches Mal Schwierigkeiten bereitet; außerdem aber fühlte er sich tief gekränkt durch die Art und Weise, in der sein Name mit der Sache verknüpft ward.

Die Angriffe der Presse und die Drohungen seiner Verwandten und Ratgeber würden ihn jedoch kaum bewegt haben, sich von seinem Freunde zu trennen, wenn nicht noch ein anderes Moment hinzugekommen wäre.

Er hatte unzweifelhafte Beweise dafür erhalten, daß der Dichter-Komponist in einem vertrauten Verhältnisse zu Frau Cosima von Bülow stand, und diese Beweise, welche ihn völlig unvorbereitet trafen, berührten ihn sicherlich weit

tiefer als die Einmischung seiner Angehörigen und die haß-
erfüllten Ergüsse der Zeitungen.

Bei seiner schwärmerischen Natur hatte er seine ganze
Liebe Richard Wagner geschenkt. Dieser, der um so vieles
älter war, empfand vor allen Dingen Dankbarkeit gegen
seinen königlichen Gönner; aber zweifellos fühlte er auch
eine lebhaftes Sympathie für den reichbegabten Jüngling,
was deutlich aus Briefen und Dichtungen von seiner
Hand hervorgeht. Ludwig jedoch war eine eifersüchtige
Natur, die um ihrer selbst willen geliebt sein wollte und
den Freund allein zu besitzen wünschte. Das Verhältnis zu
Frau von Bülow ward deshalb eine Quelle bitterer Ent-
täuschung für ihn.

An demselben Tage, an dem er Gewißheit hiervon
erhalten hatte, sandte er seinem Ministerpräsidenten ein
Schreiben, in dem er diesem mittheilte, daß Wagner Mün-
chen sofort verlassen solle.

„Ich will“ — sprach er bei dieser Gelegenheit aus —
„meinem teuren Volke zeigen, daß mir dessen Vertrauen
und Liebe zu mir über alles andere geht!“

Sein späterer Minister von Lutz erhielt den Auftrag,
seinem Freunde mündlich die Bestimmung mitzuteilen, die
er getroffen habe.

An demselben Abende besuchte er das Hoftheater zu-
sammen mit der Königin-Witwe. Statt des Willkommen-
grußes, der ihn zu empfangen pflegte, wenn er längere Zeit
abwesend gewesen war, hörte man ein Murmeln des Miß-
fallens, in dem er wiederum nur eine Bekräftigung der
Stimmung erkennen mußte.

Am folgenden Morgen sandte er Wagner einen eigen-
händigen Brief dieses Inhalts:

„Mein teurer Freund!

Wie leid es mir auch tut, so muß ich Sie doch bitten, den Wunsch zu erfüllen, den ich Ihnen gestern durch meinen Sekretär aussprechen ließ. Glauben Sie mir, ich mußte so handeln! Meine Liebe zu Ihnen dauert ewig. Auch bitte ich Sie: bewahren Sie mir immer Ihre Freundschaft. Mit gutem Gewissen kann ich sagen, daß ich Ihrer würdig bin. — Wer hat ein Recht, uns zu trennen?

Ich weiß, daß Sie mit mir fühlen, daß Sie meinen tiefen Schmerz vollkommen ermessen können. Ich konnte nicht anders handeln, dessen seien Sie überzeugt! Zweifeln Sie niemals an der Treue Ihres besten Freundes. — Es ist ja nicht für immer!

Bis zum Tode

Ihr treuer

Ludwig.“

Ehe noch das offizielle Regierungsorgan die Mitteilung von der Aufsehen erregenden Verbannung Wagners brachte, hatte sich die Nachricht davon wie ein Lauffeuer verbreitet.

Am 8. Dezember war ein Feiertag; aber gleichwohl hielt man Magistratsitzungen ab, um darüber zu verhandeln, ob man eine Deputation zum König schicken sollte, um ihm den Dank der Stadt auszusprechen. Die Debatte war lang und scharf, und schließlich einigte man sich, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Auch ein beabsichtigter Fackelzug kam nicht zustande.

Während die klerikalen und einige liberale Blätter jubelten, sprach das Organ der Fortschrittspartei aus, daß „die hohen Verwandten, Mitglieder des hohen Adels, sowie die Beamten des Staates und der Kirche, die dem Könige Mitteilung von der herrschenden Stimmung gemacht,

nicht recht gehabt hätten. Wagners Anwesenheit habe nicht dazu beigetragen, das Volk zu heunruhigen, ebensowenig wie sie das Vertrauen und die Liebe zum Könige habe erschüttern können. Ludwig sei hinsichtlich der Stimmung des Volkes betrogen worden, und Wagners Person habe nicht das geringste mit den inneren Angelegenheiten des Landes und mit den Bestrebungen der Fortschrittspartei zu tun gehabt“.

Am 10. Dezember zog der Meister fort. Trotz der Winterkälte und des dunklen frühen Morgens war der Bahnhof voll von Menschen, die ihn sehen und ihm Lebewohl sagen wollten.

Ludwig hatte ihm einen letzten Abschiedsbrief gesandt, der von Kummer überströmte. Er lautete:

„Mein inniggeliebter, teurer Freund!

Worte können den Schmerz nicht schildern, der mir am Herzen frisst. Was möglich ist, soll getan werden, um die abscheulichen neuen Zeitungsberichte zu widerlegen. Daß es so weit kommen mußte! Unsere Ideale sollen treu gepflegt werden — dessen brauche ich Sie nicht erst zu versichern. Lassen Sie uns einander oft und viel schreiben, ich bitte Sie darum! Wir kennen einander ja, und wir wollen die Freundschaft, die uns verbindet, nicht aufgeben. Um Ihres Friedens willen mußte ich handeln, wie ich es getan habe.

Verkennen Sie mich nicht, auch nicht einen Augenblick; es würde Höllenqual für mich sein. — Heil dem geliebtesten Freunde! Seine Werke mögen blühen! Herzlichen Gruß aus ganzer Seele von

Ihrem treuen

Ludwig.“

Richard Wagner reiste nach der Schweiz und ließ sich dort nieder.

Weder der König noch seine Ratgeber hatten geglaubt, daß die Verbannung für immer gelten würde. Zwar kehrte Wagner mehrere Male zu kurzen Besuchen zurück; aber er hat sich niemals wieder länger in München aufgehalten.

Das freundschaftliche Verhältnis zwischen ihm und Ludwig ward dadurch jedoch nicht erschüttert. Der ritterliche Monarch fuhr fort, seine schützende Hand über ihn zu halten; er arbeitete eifrig für das Wagner-Theater in Baireuth, und die königliche Ehrengage ward bis zu Wagners Tode (1883) unverkürzt von der Kabinettskasse ausgezahlt.

Frau Cosima, die eine der Ursachen gewesen war, daß die Freunde getrennt wurden, vermochte sich indessen niemals irgendwelcher Gunst zu erfreuen. Als Witwe suchte sie einmal um eine Audienz bei Ludwig nach, um ihm für die Beweise von Liebe zu danken, die ihrem heimgegangenen Gatten zuteil geworden waren. Aber der König schlug es ab, sie zu empfangen.

Obwohl er den Meister freiwillig fortgesandt hatte, und obwohl wir gesehen haben, daß andere Gründe als die Stimme der öffentlichen Meinung seinen Beschluß beeinflusst hatten, vergab er es den Bürgern Münchens doch niemals, daß sie darauf hingearbeitet hatten, ein Freundschaftsverhältnis zu stören, das ihm zu so großem Troste und zu so großer Freude gereicht hatte. Der Unwille, den er seiner Hauptstadt bei vielen Gelegenheiten bewies, wurde durch ebendiese Begebenheit geweckt. Aber die Trennung hinterließ nicht nur ein tiefes Einsamkeitsgefühl, sondern erzeugte eine verhängnisvolle Bitterkeit in seinem reizbaren Gemüte.

„Seine allzu große Liebe zu mir,“ schrieb Wagner am 26. Dezember 1865 an Frau Wille, „machte ihn blind für alle anderen Verhältnisse, und deshalb war er leicht enttäuscht. Er kennt niemanden und muß die Menschen jetzt erst kennen lernen. Aber doch hoffe ich für ihn. Gleichwie ich seiner ewigen Liebe gewiß bin, nähre ich Hoffnung auf die Entwicklung seiner herrlichen Anlagen. Es fehlt ihm nur noch, daß er einige Menschen mehr kennen lernt; dann wird er schnell das Rechte treffen.“

Am 1. Juli 1867 schrieb er in einem Briefe an Malvida von Meyßenbug: „Das einzige, was mich in München zurückhielt, war die Liebe zu meinem Freunde, um dessentwillen ich mehr gelitten habe, als für irgendeinen anderen Menschen. . . Ich habe ihn gerettet und hoffe fernerhin, daß ich in ihm der Welt eines meiner besten Werke bewahrt habe.“

Unter Wagners Zeitgenossen waren nur wenige geneigt, seinen Glauben daran zu teilen, daß er den jungen König gerettet habe. Die öffentliche Meinung hielt im Gegenteil daran fest, daß er es wäre, von dem Ludwig den Hang angenommen habe, die Nacht zum Tage zu machen, wodurch sein Nervensystem gänzlich untergraben wurde, und daß er durch seine übertriebenen Huldigungsgedichte den Grund zu dem Größenwahn legte, der sich bei Ludwig entwickelte. Bei seinem Heimgange sprach man sogar aus, daß dieser Freund an der Tragödie am Starnberger See mitschuldig sei.

Das letztere ist selbstverständlich eine unbewiesene und unbeweisbare Behauptung. Mit ebensoviel Recht könnte man behaupten, daß Ludwig der Zweite — gemütskrank, wie er war, — jemanden brauchte, der ihn durch die Macht der Musik in seinem leidenden Zustande beruhigen konnte.

Sicher jedoch ist, daß seit dem Tage, an welchem die Trennung von Richard Wagner stattfand, der Lebensmut des Königs geringer und sein Leben freundloser wurde, als es je gewesen war.

Allgemein wurde geglaubt, daß Wagner auch in die politische Leitung eingegriffen habe. Er selbst hat sich einmal in einem Briefe an eine Freundin darüber ausgesprochen, indem er sagt: „Ich gelte für einen Günstling, der alles vermöge. So wandten sich dieser Tage sogar die Angehörigen einer Giftmischerin an mich!“

Als der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrechen drohte, soll man durch Wagner sogar Versuche gemacht haben, Ludwig zu bewegen, sich neutral zu verhalten.

Alle Sachkundigen sind sich jedoch einig, daß der junge Monarch sich in der Erfüllung seiner Regierungspflichten nur wenig durch ihn hat beeinflussen lassen. Wagner hat bei unzähligen Gelegenheiten versichert, daß er mit ihm nicht über Politik gesprochen habe, weil der König ihm verboten hatte, das zu tun; und wenn er einmal auf Gebiete kam, die diesen Gegenstand nur im geringsten berührten, pflegte Ludwig in die Luft zu starren und zu pfeifen, als ein Zeichen, daß er keine Fortsetzung wünsche. —

Schließlich aber darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses zwischen den beiden Freunden nicht vergessen, daß es neben Wagners Genie zunächst die Ergebenheit des bayerischen Königs für ihn ist, der man dafür danken kann, daß die Welt heute die „Meistersinger“, die „Nibelungen“ und den „Parsifal“ besitzt. Seine Hilfe zu einer Zeit, in der sie am notwendigsten war, verlieh dem Meister seine Kraft und seinen Mut wieder. Ludwigs großartige Freigebigkeit gab ihm Gelegenheit, diese neuen herrlichen Werke zu schaffen,

und außerdem lenkte der königliche Schutz die Aufmerksamkeit viel mehr auf Wagner und die Zukunftsmusik, als dies vorher der Fall gewesen war.

Durch seine schwärmerische Bewunderung für den Komponisten des „Rienzi“, des „Fliegenden Holländer“, des „Lannhäuser“, „Lohengrin“, „Tristan und Isolde“ und der obengenannten Opern ist der Name Ludwigs des Zweiten mit Ehre in die Geschichte der Musik verflochten worden.

Mehrere Jahrzehnte sind seit seinem Tode (1886) verflossen; und die prophetischen Worte, die er am 4. August 1865 in einem Briefe an Richard Wagner aussprach, sind zur Wirklichkeit geworden:

„Wenn wir beiden längst nicht mehr sind, wird unser Werk der Nachwelt als ein leuchtendes Vorbild dienen. Es wird Jahrhunderte entzücken, und die Herzen werden glühen vor Begeisterung für die Kunst, die von Gott stammt und ewig ist.“

7.

**Die politische Lage. — Die schleswig-holsteinische Frage.
Ein Reitausflug. — Der Krieg von 1866.**

In politischer Hinsicht waren die sechziger Jahre eine bedeutsame Zeit für das deutsche Volk.

Der spätere Kaiser Wilhelm der Erste — der „Siegeskaiser“ — hatte 1861 seinen romantischen und schließlich geisteskranken Bruder Friedrich Wilhelm den Vierten als König von Preußen abgelöst.

Im Jahre darauf ward Bismarck zum Leiter der preussischen Politik berufen, der sich in seinem Inneren schon lange mit dem Plane einer Vereinigung der deutschen Staaten unter dem Zepher Preußens getragen hatte, und dessen politische Losung, wie bekannt, „Blut und Eisen“ war.

1863 hatte sich diesem großen Staatsmanne eine Gelegenheit eröffnet, den ersten Schritt auf dem geplanten Wege zu tun: der dänische König Friedrich der Siebente war gestorben, und infolgedessen war die schleswig-holsteinische Frage mit unabweisbarer Macht in den Vordergrund getreten.

Bismarck lud Oesterreich ein, Hand in Hand mit Preußen gegen Dänemark vorzugehen.

Unter der Situation, die sich hieraus entwickelte, begann die Stellung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten bedenklich zu werden, und die Neutralität, die sie eingenommen hatten, ward immer unhaltbarer.

Bayern hatte sich in der schleswig-holsteinischen Frage außerhalb des Kampfes gehalten. Sein damals regierender König, Maximilian der Zweite, hatte Versuche gemacht, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, und noch kurz vor seinem Tode hatte er zugunsten der Ansprüche des Herzogs von Augustenburg zu wirken gesucht.

Jetzt jedoch waren die Verhältnisse in ein neues Stadium getreten: die beiden Großmächte vermochten sich nach der Niederkämpfung Dänemarks nicht über die Siegesbeute zu einigen. Düstere Gewitterwolken zogen herauf, die mit einer weitergehenden, blutigeren Entscheidung drohten, als es die der schleswig-holsteinischen Frage gewesen war.

Bayern im allgemeinen und Ludwig der Zweite insbesondere scheinen lange an die Möglichkeit gedacht zu haben, daß sich der Sturm ohne Blutvergießen legen könne. Aber gleichwohl hatte der König am 10. Mai 1866 Befehl gegeben, daß man das bayrische Heer mobilisiere.

Am 22. Mai hielt ihm einer der Minister auf dem Schlosse Hohenschwangau Vortrag über die Lage. Ludwig unternahm mit seinem Ratgeber einen Spaziergang durch den Park und trennte sich freundlich von ihm, nachdem er ihm eine Zigarre angeboten hatte.

Der Minister hatte sich kaum entfernt, als der König zu Pferde stieg und, von einem einzigen Reitknechte begleitet, davonritt. Er jagte im Galopp nach der Eisenbahnstation Biessenhofen, gelangte unerkannt nach Lindau und von da unbemerkt in die Schweiz.

Die Reise galt Richard Wagner, der die Villa Trieb-
schen dicht bei Luzern bewohnte, und dem er zu seinem Geburtstag Glück wünschen wollte.

Inzwischen sollte in Bayern der Landsturm einberufen werden, und man wartete auf die Unterschrift des Königs.

Nicht eine Silbe betreffs seines geplanten Ausfluges war über seine Lippen gekommen, während er mit dem Minister gesprochen hatte.

Als dieser sich wieder einfand, war Se. Majestät verschwunden.

Man stellte Nachforschungen an; aber niemand wußte, wohin er geritten war, oder wie lange er fortbleiben wollte.

Es glückte schließlich, eine Spur zu finden, die nach dem Bierwaldstätter See führte; und man erfuhr, daß zwei Besucher in später Nacht in Richard Wagners Villa eingelassen worden waren.

Nun befand man sich nicht länger im Zweifel, wo man ihn zu suchen hatte. Der Ministerpräsident telegraphierte an Wagner, daß die Anwesenheit des Königs in Bayern notwendig sei, und Ludwig reiste auch sofort nach Lindau zurück, wohin man ihm den Hofzug entsandte.

Wohl war er nur wenige Tage fortgewesen; aber mit Recht nahm man ihm diesen Ausflug sehr übel. Sein Verschwinden zu einem so kritischen Zeitpunkte wurde in ausländischen und bayrischen Zeitungen kommentiert und kritisiert. Das einzige, was vielleicht zur Erklärung und Entschuldigung für ihn diente, war sein jugendliches Vertrauen darauf, daß sein Land nicht in den Kampf verwickelt werden würde.

Am 27. Mai eröffnete er persönlich den Landtag. Er sprach in der Thronrede aus, daß er noch nicht die Hoffnung aufgeben wollte, Deutschland werde von einem Bruderkampfe verschont bleiben. Aber schon stand man auf der Schwelle des Krieges.

Die Sympathien Bayerns waren auf seiten Österreichs, und am 14. Juni wurde ein Militärbündnis mit diesem

Land abgeschlossen. Aber an demselben Tage erklärte Preußen in Dresden, Hannover und Kassel sein Ultimatum: Bündnis oder Krieg!

Der Kurfürst von Hessen, welcher nicht zuließ, daß Preußen „ihm die Pistole auf die Brust setzte“, war fünf Tage später preussischer Staatsgefangener. König Georg von Hannover erklärte sich „als Christ, Monarch und Welfe“ gegen Preußen. Aber das schnelle Vorrücken der Preußen zwang die hannoverschen Truppen, sich trotz ihres anfänglichen Sieges bei Langensalza am 29. Juni ohne Bedingungen zu ergeben.

Am 16. Juni hatte der Kriegszustand in Bayern begonnen. Oesterreich hatte sich in der Übereinkunft mit diesem Staate verpflichtet, nicht auf eigene Hand Frieden zu schließen.

Am 25. Juni reiste Ludwig auf einen Tag nach dem Hauptquartier des Heeres in Bamberg, wo er eine Proklamation an seine Truppen erließ, in der es hieß: „Ich nehme nicht Abschied von euch; meine Gedanken bleiben bei euch!“

Er überließ die Leitung des Heeres dem Onkel seines Vaters, dem einundsiebzigjährigen bayrischen Feldmarschall Prinz Karl, der zusammen mit Prinz Alexander von Hessen die bayrischen, württembergischen, badischen und hessischen Truppen führte, — die sogenannte Reichsarmee, die aus etwa hunderttausend Mann bestand. Aber trotz seiner persönlichen Tapferkeit und seiner militärischen Erfahrungen aus den Kriegen Napoleons des Großen, an denen er teilgenommen hatte, vermochte Prinz Karl nichts gegen die Uneinigkeit der verbündeten Truppen, die den Sieg des Gegners nur beschleunigte, und die Preußen überwandten die „Reichsarmee“ in unablässigen kleineren Treffen.

Untätig und machtlos war Ludwig von seiner Hauptstadt aus Zeuge der Niederlagen seiner tapferen Soldaten. In Nikolsburg schloß Oesterreich Frieden mit Preußen, ohne Rücksicht auf das Schicksal seines Bundesgenossen zu nehmen. Und nun schloß auch Bayern Frieden. Es verlor keine Provinz, sondern mußte nur einen kaum nennenswerten Streifen Landes abtreten; aber es hatte dreißig Millionen Gulden Kriegskosten zu zahlen.

So zogen denn die bayrischen Truppen wieder heim. Der ganze Krieg, den sie geführt, hatte nur einen Monat gedauert; aber dieser Monat war lang genug gewesen, um Felder und Wälder zu verwüsten und Tausende von Herzen mit Kummer und Sorge zu erfüllen.

8.

Des Königs Rundreise durch sein Land.

Ein paar Monate, nachdem der Friede geschlossen war, unternahm Ludwig eine Rundreise durch sein Land, — die erste und die letzte in seiner Regierungszeit.

Er trat mit großem Glanze auf, und sein Gefolge bestand aus nicht weniger als einhundertundneunzehn Personen.

Trotzdem der Krieg Bayern weder Ehre noch Vorteil gebracht, sondern nur Demütigungen und Verluste mit sich geführt hatte, und trotzdem der König nicht einmal aktiv an demselben teilgenommen hatte, wurde er doch überall mit Jubel begrüßt. Die Begeisterung für ihn war so groß, daß seine Reise einem förmlichen Triumphzuge glich, und daß dieser geschlagene und friedliebende Monarch Cäsars Worte hätte auf sich anwenden können: „Ich kam, ich sah, ich siegte!“

Die Sympathie des Volkes während des Krieges von 1866 war entschieden auf der Seite gewesen, auf die sich die Regierung gestellt hatte, nämlich auf der Österreichs. Die Persönlichkeit des jungen Königs war außerdem wie dazu geschaffen, Interesse und Ergebenheit zu wecken. War er doch erst einundzwanzig Jahre alt und vereinte mit seiner Jugend eine Schönheit, die weit berühmt war. Fast jede illustrierte Zeitung in Deutschland, ja in ganz Europa,

brachte damals Bilder von ihm und knüpfte daran einen Text, der von Bewunderung und Lob überfloß.

Der romantische Schimmer, der über ihm ruhte, die Erzählungen, die über seine Begabung, über seine Geistesart, seine ästhetischen und künstlerischen Anlagen im Umlaufe waren, sogar die vielen halb wahren, halb erdichteten Berichte über seine Tugenden und Eigenheiten, — alles trug dazu bei, das Interesse zu vergrößern. Hierzu kam fernerhin, daß sein offizieller Zweck mit dieser Rundreise der war, sich mit den Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, bekanntzumachen und soweit als möglich Linderung und Heilung zu schaffen.

Es war eine Winterreise, und der Schnee breitete sich wie ein weißer Teppich über die heimgesuchten Provinzen aus, die der Eisenbahnzug durchheilte.

Aber so oft Häuser in Sicht kamen, sah Ludwig, daß von jedem Dache Flaggen wehten, und daß man ihm von jedem Fenster einen herzlichen Willkommen zuwinkte. Wo die Eisenbahn die verschneiten Wege nach den Dörfern kreuzte, stand es schwarz von Menschen, die einen Schimmer von ihm erhaschen wollten, und das Donnern des Zuges ward von den Jubelrufen und den Klarinetten und Trompeten der Dorfmusik übertönt.

In den Städten war der Empfang noch großartiger und nicht weniger herzlich. Alle Straßen waren mit Flaggen geschmückt, alle Glocken läuteten, und Freudenschüsse, Musik und Hurrarufe mischten sich ineinander. Man huldigte dem Monarchen mit begeisterten Reden und Versen, mit Festessen und Truppenrevuen; zu seiner Ehre fanden Konzerte und Bälle statt; und junge Mädchen, die vor Ehrfurcht und Bewunderung zitterten, begrüßten ihn mit Blumensträußen.

Die Armen und die Reichen, die Jungen und die Alten gaben aber den größten Beweis ihrer Liebe durch den Eifer und die Ungeduld, womit sie sich ihm zu nähern suchten. Die Freude des Volkes durchbrach Polizeiwacht und Etikette; denn alle wollten diesen Besiegten begrüßen, der einen Siegeszug durch die geschlagenen Provinzen hielt. „Niemals,“ erzählte mir ein bayrischer Offizier, der sich in seinem Gefolge befand, „niemals ist ein König so vergöttert worden, wie Ludwig auf dieser Rundreise durch sein Land.“

Der Jubel war ebenso ohrenbetäubend, die Herzlichkeit ebenso unmittelbar in Baireuth, in Bamberg, Hof, wie in Schweinfurt, Rißingen, Aschaffenburg, Würzburg und Nürnberg.

Die Schneestürme machten wohl den einen und den anderen Plan zunichte; auch Ludwigs Gesundheit reichte nicht immer zu, die Freude in vollen Zügen zu genießen, und er mußte deshalb auf die eine und die andere Festlichkeit verzichten, die man ihm zu Ehren veranstaltet hatte; aber er war unermüdetlich in seiner Liebenswürdigkeit. Er besuchte alle die Orte, wo Zusammenstöße mit dem Feinde stattgefunden hatten, schmückte eigenhändig die Gräber der Gefallenen und belohnte alle diejenigen, die geholfen hatten, die Verwundeten zu pflegen.

Am 30. November kam er, von den Hochrufen unübersehbarer Menschenmengen begrüßt, im herrlichsten Winterwetter nach Nürnberg.

Am Abende gaben die Bürger einen glänzenden Ball, der so stark besucht war, daß man nur mit Mühe Platz für die Tanzenden schaffen konnte. Gleichwohl tanzte Ludwig vier volle Stunden lang, wobei er sich mit Damen und Herren der verschiedensten Stände unterhielt. Er wurde sogar mitten in das Gewühl hineingedrängt, worüber er

jedoch spaßte und lachte, und erst spät nach Mitternacht entfernte er sich vom Balle.

Hier in Nürnberg hielt er sich eine ganze Woche lang auf, und der Burgberg war vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein von Menschen belagert, die sich an ihrem jungen Könige nicht satt sehen konnten. Aus den umliegenden Landdistrikten kam man in großen Scharen nach der Stadt; und jeden Tag erteilte er Audienzen in der Halle des Schlosses.

Während der ganzen Reise flossen großartige Geldgaben aus der königlichen Kabinettskasse, um Armut und Not zu lindern; Verbrecher wurden begnadigt, und die unzähligen Bittschriften, die einliefen, fanden fast alle Berücksichtigung. Die Polizei suchte die aufdringlichen Bittsteller fortzuhalten; aber der Monarch hatte einen scharfen Blick für das, was man vor ihm verborgen halten wollte. Er entdeckte selbst in den Volkshaufen die vergrämten und bleichen Gestalten, die sich mit Bittschriften in der Hand zusammendrückten; und stets pflegte er einen seiner Adjutanten abzuschicken, um sie über ihre Wünsche auszufragen.

In der Marschallsuniform hielt er auf dem Ludwigsfelde Truppenrevue ab, und mit eigener Hand heftete er das Kriegserinnerungszeichen auf vier Fahnen. Der oberstkommandierende General hielt eine Ansprache an ihn, worauf die Truppen in jubelnde Hurrarufe ausbrachen.

Infolge einer besonderen Einladung kam auch Prinz Otto nach Nürnberg, und von diesem Augenblicke ab teilte sich das Interesse der Bevölkerung zwischen den beiden Brüdern.

Auch Otto war liebenswürdig gegen alle, mit denen er in Berührung kam. Er war hübsch und besaß eine sprudelnde Munterkeit, die Ludwig fehlte.



Ludwig II. mit seiner Braut,
Herzogin Sophie Charlotte in Bayern.

G. Stuffer, Hof-Kunsthandlung, München.

rnacht
lang
3 spät
ch an
3 den
haren
en in
gaben
ot zu
higen
gung.
alten;
was
selbst
alten,
cten;
, um
vigs-
te er
berst-
oraufr
Prinz
teilte
eiden
en er
spru-

Un
fein
fue
nie

hal
fein
La

Endlich erreichten die Königstage in Nürnberg ihr Ende. Am 10. Dezember nachmittags reiste der Monarch, von seinem Bruder gefolgt, wieder ab, versprach aber, den Besuch bald zu wiederholen, — ein Versprechen, das freilich niemals in Erfüllung gegangen ist!

Trotz der Liebe und Ergebung, die ihm so oft und rückhaltlos vom Volke entgegengebracht wurde, hat er während seiner ganzen zweiundzwanzigjährigen Regierungszeit sein Land später nicht ein einziges Mal wieder bereist.

9.

Ludwigs Verlobung.

Gelegentlich eines Hofballes in einem seiner ersten Regierungsjahre äußerte Ludwig zu einem seiner Kammerherren: „Nicht wahr, es gibt viele schöne Frauen hier an meinem Hofe?“ Und während sein Blick voll Zärtlichkeit die Königin-Witwe suchte, fuhr er fort: „Aber meine Mutter ist doch die schönste von allen und die, welche mir am meisten gefällt!“

Die Königin Maria besaß viele gute Eigenschaften; aber obwohl ihre Söhne sie beide liebten, vermochte sie doch keinen dauernden Einfluß auf sie zu gewinnen. Sie gab sich nicht die rechte Mühe, auf Ludwigs Gedankengang einzugehen oder seine Schwächen und Eigenheiten zu schonen; und sie scheint auch die Fähigkeit nicht besessen zu haben, seinen schwer zu ergründenden und komplizierten Charakter zu verstehen.

Wie wir wissen, nährte der junge König ein großes Interesse für Kunst und Literatur, und im Anfange seiner Regierung versuchte er, den Geschmack der Königin-Witwe in dieser Beziehung zu beeinflussen. Aber wenn er mit ihr über Bücher sprach und sie um ihre Meinung über das oder jenes Werk fragte, antwortete sie meist: „Bücher lesen ist nicht meine Passion. — Ich begreife gar nicht, wie man Lust haben kann, unaufhörlich zu lesen.“

Ludwig betrachtete ihren Mangel an Verständnis als einen indirekten Tadel, und die Enttäuschungen, die sie ihm bereitete, verstimmten ihn.

Mutter und Sohn liebten das Landleben, und beide besaßen eine besondere Vorliebe für Hohenschwangau. Die Königin-Witwe hatte dort die glücklichsten Jahre ihrer Ehe verlebt; für den König aber waren die schönsten Kindheits-erinnerungen mit diesem Schlosse verknüpft.

Aber selbst diese Gleichheit im Geschmack gab Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten. Während nämlich Ludwig die Einsamkeit in Hohenschwangau liebte, zog es die Königin-Witwe vor, Menschen um sich zu versammeln; und während ihr genügsamer Sinn sich über einen Strauß Alpenblumen freuen konnte, die sie selbst gepflückt hatte, wollte der König Gärten und Parks haben, die durch die Kunst hervorgezaubert waren.

Das Leben innerhalb des Familienkreises gestaltete sich während der ersten Regierungszeit ihres Sohnes gleichwohl fast auf dieselbe Weise wie damals, als ihr Gemahl noch lebte: Königin Marie behielt ihre bescheidenen Gewohnheiten bei; der König und Prinz Otto aber teilten ihr Leben auf den Sommerschlössern in der Nähe der Hauptstadt.

König Maximilian hatte etwas oberhalb der „Marien“-Brücke und etwa dreiviertel Meile von Hohenschwangau entfernt ein Schweizerhaus, „Pleckenau“, erbauen lassen, das die Königin Marie im Anfange ihres Witwenstandes regelmäßig als Ruheplatz bei ihren Bergtouren und als Ziel für kleinere Ausflüge benutzte. Auch Ludwig, Otto und ihre Kavaliere kamen öfter dorthin und verbrachten die Abende in traulichem Gespräche mit ihr.

So wurde auch der neunzehnte Geburtstag des Königs in Pleckenau gefeiert. Man speiste im Garten, und die Gesellschaft war sehr aufgeräumt.

„Gleichwohl fehlt uns etwas, was dazu beitragen würde, die Freude des Tages zu erhöhen,“ sagte die Königin, und dabei blickte sie fragend im Kreise umher, um zu sehen, ob niemand ihre Gedanken erriete.

Als sie Ludwig zunickte, sagte dieser: „Du meinst wohl Musik, Mama? — Die bekommen wir später zu hören!“

„Ich meine etwas anderes,“ antwortete die Mutter; „etwas, was uns gerade heute fehlt!“

Da rief der damals sechzehnjährige Prinz Otto plötzlich: „Ich weiß es, Mama!“

„Nun, was denn?“

„Deine Spinnradln!“

Die Anwesenden amüsierten sich köstlich über diese Antwort des Prinzen; denn die Vorliebe der Königin-Witwe für praktische Arbeiten wurde vielfach belächelt.

Aber diesmal waren ihre Gedanken nach einer anderen Richtung gewandert, und sie vertraute den Anwesenden schließlich an, daß sie an eine Schwiegertochter gedacht habe.

Trotz Ludwigs Jugend hatte nicht nur seine Mutter, sondern auch sein Volk angefangen, sich mit seinem Gefühlsleben zu beschäftigen; und seine Liebe zur Einsamkeit der Berge hatte das Gespräch in Umlauf gebracht, daß eine Postmeisters- oder Waldwärterstochter in Schliersee sein Herz erobert habe.

Aber dieses Gerücht entbehrte jedes Grundes. Abgesehen von seiner Mutter und ihren Hofdamen, seinem alten

Kinder mädchen und seiner Erzieherin war Ludwig vor seiner Thronbesteigung fast nicht mit Frauen in Berührung gekommen; als junger König aber war er liebenswürdig und ritterlich jedoch äußerst zurückhaltend gegen das weibliche Geschlecht.

Vielleicht eben wegen dieser Zurückhaltung setzte er unzählige Herzen in Brand, und viele Damen trugen Medaillons, welche das eine oder das andere Erinnerungszeichen an ihn enthielten, z. B. Blumen, auf die sein Fuß getreten hatte, oder gar Haare von seinem Reitpferde. *)

Jahre vergingen nach dem erwähnten neunzehnten Geburtstage, aber noch war der Wunsch der Mutter und des Volkes nicht in Erfüllung gegangen. Der Heiratsplan der Kaiserin von Rußland war aufgetaucht, war viel besprochen und fast wieder vergessen worden.

Der König war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt.

Da wurde die Welt von der Neuigkeit überrascht, daß er sich mit seiner Cousine, der Herzogin Sophie Charlotte, verlobt habe.

Sie war jung, hübsch, fein gebildet, sehr musikalisch und im Besitze einer herrlichen Singstimme. Unabhängig von der entgegengesetzten Strömung, die sich am Hofe geltend gemacht, hatte sie ihre Bewunderung für Richard Wagner offen gezeigt. Sie pflegte im Hoftheater anwesend zu sein, wenn man seine Werke aufführte; und Ludwig hatte sich gefreut, in ihr einen Bundesgenossen im Kampfe für seinen Freund zu finden.

*) Frau Luise von Kobell erzählt in ihren Erinnerungen, daß die Schwärmerie so weit ging, daß mehrere Damen geisteskrank wurden, obwohl der König ihnen nicht den geringsten Grund gegeben hatte, zu glauben, daß er ihre Gefühle erwidere.

Obwohl Vetter und Cousine auf freundschaftlichem Fuße standen, hatte ihr gegenseitiges Verhältnis doch keinerlei Grund zu der Annahme gegeben, daß eine eheliche Verbindung zwischen ihnen zustande kommen würde.

Am Abend vorher, ehe sich das Gerücht verbreitete, hatte ein Ball im „Museum“ stattgefunden, bei dem Ludwig zugegen gewesen war. Auf diesem Balle hatten sich die jungen Damen des Hofes besonders durch ihre entzückenden Toiletten bemerkbar gemacht; namentlich aber war es Sophie, die bei dieser Gelegenheit den ganzen Zauber ihrer Schönheit entfaltet hatte.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr eilte der König zu seiner Mutter und bat sie, in seinem Namen um die Hand der Herzogin anzuhalten.

Königin Marie war seit ihrer Verheiratung durch innige Freundschaftsbände mit den Eltern und Geschwistern der Herzogin stets verbunden gewesen. *) Sie war deshalb glücklich über den raschen Entschluß ihres Sohnes; und schon am frühen Morgen fuhr sie nach dem Palaste des Herzogs Max und der Herzogin Ludovica.

Der Herzog und seine Gemahlin waren ganz unvorbereitet; aber sie waren stolz auf die unerwartete Werbung und aufs höchste darüber erfreut. Eine von ihren Töchtern war Kaiserin; **) eine zweite ihrer Töchter hatten sie als Königin gesehen; ***) und nun sollte die jüngste, sie, die dem Herzen der Mutter am nächsten stand, ihren Platz auf dem Throne Bayerns erhalten.

*) Vgl. „Maria Sophia von Neapel“ (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4861/62).

**) Elisabeth, Kaiserin von Oesterreich und Königin von Ungarn. (Reclams Univ.-Bibl. Nr. 4241/42.)

***) Maria, Königin von Neapel (s. oben).

Auch die junge Herzogin gab ohne Zaudern ihre Einwilligung. Augenzeugen haben indes erzählt, daß eine tiefe Blässe ihr sonst so frisches Gesicht bedeckt habe, als sie der Königin-Witwe gelobte, die Gemahlin ihres Sohnes zu werden.

Um neun Uhr kam Ludwig selbst, und eine Stunde später ward die Verlobung gefeiert.

Was an diesem Morgen die Hauptstadt nur als eine Vermutung durchheulte, ward noch an demselben Abende zur Gewißheit.

Am 22. Januar 1867 gelangte im Hoftheater ein neues Stück von Benedix zur Aufführung, und der König selbst wohnte dieser Vorstellung bei.

Nach dem Ende des ersten Actes trat die Königin-Witwe ein. Sie und ihr Sohn begaben sich gemeinschaftlich hinüber in die herzogliche Loge, wo Sophie mit ihrem jüngsten Bruder zusammen saß, und holten die junge Herzogin hinüber in die „Kaiserloge“, in der Sophie zwischen ihnen beiden Platz nahm.

Wie Augenzeugen versicherten, war es ein unvergeßlicher Anblick, als die jugendlich-liebreizende Herzogin Sophie an Ludwigs Arm eintrat und sich anmutig vor dem Publikum verneigte.

Die Herzogin war am 22. Februar 1847 geboren. Sie pflegte sich in der bayrischen Nationaltracht zu zeigen, die sie ausgezeichnet kleidete, und von vielen wurde sie für noch anmutiger gehalten als Kaiserin Elisabeth, die doch wegen ihrer Schönheit berühmt war.

Ein hellblaues seidenes Kleid umschloß an diesem Abend ihre schlanke Gestalt; das reiche, fast allzu mächtige Haar war in Zöpfen aufgeflochten; ihr Gesicht war strahlend und

rein, und ein Paar wunderbarer blauer, unergründlicher Augen, die von dunklen Wimpern überschattet wurden, blickten zum Könige auf. —

Am 29. Januar wurde die Verlobung offiziell dem Landtage mitgeteilt, der eine Glückwunschadresse verfaßte, die mit den Worten schloß: „Möge all der Segen, den ein Eheleben schenken kann, in reichstem Maße aus der Verbindung erwachsen, die Eure Majestät einzugehen beabsichtigen, zum Glücke für Eure Majestät, zum Heile für das königliche Haus, zur Freude und zum Segen für das Vaterland!“

Aber die Deputation erhielt keine Audienz und mußte sich darauf beschränken, Ludwig und seiner Braut am 6. Februar auf einem Hofballe Glück zu wünschen.

Das Land war von der Wahl des Königs überrascht; denn niemand konnte sich erklären, warum er diesen Entschluß so plötzlich gefaßt habe, und man nahm die Nachricht zwar mit Sympathie, aber anfangs ohne Begeisterung auf.

Die drei letzten Könige in Bayern hatten nämlich protestantische Gemahlinnen gehabt, und der protestantische Teil der Bevölkerung würde es deshalb vorgezogen haben, wenn Ludwig eine ähnliche Wahl getroffen hätte.

In der Hauptstadt selbst war man indes recht zufrieden. Da niemand Ludwig beeinflusst hatte, und da einer Ehe mit einem Mitgliede des königlichen Hauses nicht die Politik zugrunde liegen konnte, so nahm man an, daß ausschließlich Liebe seine Werbung diktiert habe, eine Voraussetzung, die auch mit seiner Neigung zur Romantik übereinzustimmen schien. Man hoffte überdies, daß das Eheleben seinem Einsamkeitsdrang entgegenwirken würde, der schon damals

zutage trat, sowie daß der Hof nun einen größeren Glanz entfalten werde.

Ludwig verstand es auch, einen so poetischen Schimmer über seine Verbindung zu breiten, daß man nach und nach von Interesse für seine Braut erfüllt wurde. Überall sah man Doppelbilder des jungen Paares, und Männer und Frauen aus dem Volke standen oft stundenlang in strömendem Regen, um nur den Anblick der Herzogin zu erhaschen.

In der Karnevalszeit gab der junge Herrscher Bälle; am 28. Februar besuchten die Verlobten ein glänzendes Fest, das der Minister Fürst Hohenlohe ihnen zu Ehren gab, und am 3. März nahmen sie an einem Maskenfeste im Kaufmanns-Kasino teil.

Seinen Hochzeitstag setzte der König auf den 12. Oktober fest; denn sowohl sein Großvater wie sein Vater hatten an diesem Tage ihre Hochzeit gefeiert.

Als Maximilian der Zweite seiner Gemahlin angetraut wurde, hatte ein unbemitteltes Brautpaar in jeder der Provinzen des Landes tausend Gulden aus der königlichen Kasse erhalten, und man beschloß deshalb, die gleiche Summe auch bei Ludwigs Vermählung wieder zu verteilen.

In allen Kreisen und allen Teilen des Landes bereitete man Hochzeitsgeschenke vor.

Die Stadt München ließ einen mit Amoretten fast übersäten Wagen anfertigen, der hunderttausend Gulden kostete, und die Pfalz sandte prächtige Pferde aus dem berühmten Gestüt Zweibrücken, sowie ein Faß edlen Weines.

Im königlichen Schlosse wurden die sogenannten Gartenzimmer für die zukünftige Königin eingerichtet. Sie

waren von Ludwig dem Ersten und Maximilian dem Zweiten benutzt worden; aber Ludwig der Zweite wollte seine alten Zimmer behalten, welche über der Wohnung lagen, die für Sophie bestimmt war. Die Deckengemälde im Vestibül, die aus dem siebzehnten Jahrhundert stammen, wurden stilvoll restauriert, und bald strahlte das Schloß in wahrhaft königlichem Glanze.

Man zeichnete, hämmerte, schnitzte und schmiedete Hausgeräte und Schmuckgegenstände in den ersten Werkstätten der Hauptstadt; es wurden Erinnerungsmedaillen mit Brustbildern des Königs und seiner Braut geprägt; und die geschicktesten Kupferstecher des Landes zeichneten das junge Paar, damit ihr Bild am Hochzeitstage in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet werden könne.

Ludwig der Erste, der noch lebte, erhielt die Nachricht von der Verlobung in Italien und war über diese Verbindung zwischen der jüngsten Tochter seiner Schwester und seinem Enkel hocherfreut.

Kurz vorher hatte er in Pompeji ein Wandgemälde gesehen, das Venus und Adonis darstellte; und da er eine Ähnlichkeit zwischen Ludwig und dem schönen Jüngling gefunden zu haben glaubte, faßte er seine Gedanken und Wünsche in einem Gedichte zusammen, welches sich auf das erwähnte Bild bezog.

Es schließt mit den Worten:

„Des Lebens Höchstes haben sie erworben.
Nie werde durch die Welt Dein Glück verdorben,
Nie heiße es: die Liebe ist gestorben!“

In der schwärmerischen Bewunderung eines Augenblicks hatte der König um die Hand seiner Cousine angehalten; aber es war nicht das Feuer des Herzens, das in seinem

Inneren brannte: seine Gefühle waren die Freude des Künstlers an der Schönheit.

Mehr als ein glaubwürdiger Schilderer der Begebenheiten dieser Zeit hat angedeutet, daß die Herzogin eine tiefe Zuneigung zu einem andern hegte, und daß der Wunsch der Eltern ihren Entschluß, ihren Vetter zu heiraten, beeinflusst habe.

Obwohl Ludwig also kaum ihre erste Liebe war, konnte sie doch nicht unempfänglich für seine Schönheit bleiben, die alle Frauen betörte, oder für die einnehmende Liebenswürdigkeit, die in seinen besten Stunden von seiner Person ausstrahlte.

Alle, die Sophie gekannt haben, als sie noch jung war, sprechen mit Begeisterung von ihrer sprudelnden Lebensfreude. Man lobte ihre Herzensgüte, obwohl diese eine leichte Spottlust nicht ausschloß; sie war übermütig und lebhaft; aber sie war zugleich auch stolz, und es ist kaum Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß die Königskrone mit ihrem verführerischen Glanze sie gelockt haben mag.

Zeitig im Frühjahr zog die herzogliche Familie nach Pöfshofen, während Ludwig sich zu gleicher Zeit auf dem Schlosse Berg aufhielt. Seine Nacht „Tristan“ trug ihn dann häufig nach dem Heime seiner Verlobten, wo er die Abende zuzubringen pflegte.

Er überschüttete Sophie mit kostbaren Gaben, und jeden Morgen ritt der königliche Schwärmer um den Starnberger See, um ihr persönlich einen Strauß Rosen zu überreichen. Kam er zu zeitig, so gab er den Strauß ihrer Kammerjungfer; auf dem Rückwege von seiner Reittour aber sprach er wieder vor, um die Herzogin zu begrüßen.

So vergingen Wochen und Monate, und das Idyll hatte scheinbar keine Unterbrechung erlitten.

Ludwig hoffte, daß seine zukünftige Gemahlin sein Kamerad in seiner Einsamkeit werden würde. Er sprach oft mit ihr von Richard Wagner, den er so sehr liebte, und deklamierte ihr ältere und neuere Gedichte und Szenen aus Schillers dramatischen Werken vor.

Anfangs lauschte sie seinen Worten und Ergüssen mit Freude; aber für die Dauer begeisterte sie das nicht.

Der König war eine mißtrauische Natur; er mißtraute Sophie und sich selbst. Er sandte ihr Briefe und Geschenke mitten in der Nacht, forderte aber, sofort ein langes Dankschreiben zu erhalten; und wenn sie einen einzigen seiner Wünsche zu erfüllen vergaß, war er tagelang übelgelaunt.

Unbegründete Anfälle von Hestigkeit wechselten mit tiefer Melancholie. Er litt an Kopfschmerz, und seine reizbaren Nerven verlangten nach Einsamkeit.

Nach dem festlichen Rauſche der ersten Wochen sah seine Verlobte verständnislos auf ihn. Seine sonderbaren Launen ängstigten sie; und sein Geistesleben war ein verschlossenes Buch für ihre weniger tiefe Natur.

Fehlte ihr die Fähigkeit, dem Fluge seiner Gedanken zu folgen, so kam sein Wesen ihrem Drange, sich liebevoll mitzuteilen, nicht entgegen; kurz, es war etwas Unwahres und Er künsteltes in dem Verhältnisse der beiden.

Die Herzogin hatte ein heftiges Temperament. Die Unruhe, in die Ludwigs wechselnde Stimmungen sie versetzten, raubte ihr die Selbstbeherrschung und machte sie launenhaft; Mißverständnisse, die im Anfange unbeachtet geblieben waren, türmten sich zwischen dem jungen Paare

auf; und Meinungsverschiedenheiten entfremdeten sie einander immer mehr.

Lange bevor Sophie Gewißheit darüber erhalten hatte, daß die Verlobung aufgehoben werden würde, wird ihr ein Vorgefühl gesagt haben, daß sie unmöglich von Dauer sein konnte.

10.

Des Königs Reise nach Paris. — Disharmonien zwischen den Verlobten. — Kaiser Napoleon und Kaiserin Eugenie begrüßen Ludwig. — Der König löst sein Eheversprechen.

Mitten in den Vorbereitungen zur Hochzeit unternahm der König mehrere Reisen. In den ersten Tagen des Juni ging er mit Prinz Otto nach Eisenach, um die Wartburg zu besuchen, und späterhin im Sommer reiste er nach Paris, wo eine Weltausstellung eröffnet worden war.

Das Pariser Blatt „La Situation“ hatte schon lange vorher gemeldet, daß der König von Bayern eintreffen würde, und man betrachtete sein Kommen als ein Ereignis, das von politischer Bedeutung werden könnte.

Obwohl er sogleich einen Besuch im Tuilerienschlusse abstattete, machte er doch durchaus kein Hehl daraus, daß er als Privatmann nach Paris gekommen sei und das strengste Infognito zu wahren wünsche.

Die Kaiserin Eugenie weilte in England; aber Napoleon empfing ihn mit Auszeichnung und als willkommenen Gast. Er lud ihn auf sein prachtvoll hergerichtetes Schloß im Walde von Compiègne ein, wo zu seiner Ehre eine Truppenrevue abgehalten wurde. An der sich anschließenden Hofstafel nahmen der König von Portugal sowie Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen und sein Sohn, der Erbprinz Leopold, teil, dessen Kandidatur für den spanischen

Thron Napoleon drei Jahre später verleitete, seine Krone aufs Spiel zu setzen.

Der König von Bayern hatte indes nur wenig Sinn für die Freuden des kaiserlichen Hofes. Er verbrachte die meisten Abende in der „Grand opéra“ und im „Théâtre lyrique“; den übrigen Teil des Tages aber hielt er sich in der Ausstellung auf, wo namentlich die Abteilungen für Kunst und Schulwesen seine Aufmerksamkeit fesselten.

Es war seine Absicht gewesen, bis zur Rückkehr der Kaiserin Eugenie in der französischen Hauptstadt zu bleiben. Sein Besuch wurde indes durch die Nachricht abgebrochen, daß seines Vaters Bruder Otto, der frühere König von Griechenland, auf dem Schlosse zu Bamberg gestorben sei, wo er seine letzten Jahre verlebt hatte. Und so eilte Ludwig nach München zurück, um dort am 30. Juli dem Leichenbegängnisse seines Onkels beizuwohnen.

Die Geschäftsleute der Hauptstadt arbeiteten unterdes an den Hochzeitsgeschenken für ihren König weiter. Briefe und Geschenke wurden fortwährend zwischen den Verlobten gewechselt; und die Außenwelt ahnte nichts von den Wolken, die sich inzwischen aufgetürmt hatten.

Im August reisten Napoleon und Eugenie von Paris nach Salzburg, um mit dem Kaiser und der Kaiserin von Osterreich zusammenzutreffen. Sie hielten sich einen Tag in Augsburg auf, wo Napoleon in seiner Jugend Schüler des St. Anna-Gymnasiums gewesen war, und wo er die bekannten Örtlichkeiten einmal wiederzusehen wünschte.

Hier traf Ludwig mit dem Kaiser und der Kaiserin zusammen und geleitete sie dann nach München; dort empfingen die Königin-Witwe und die Herzogin Sophie die hohen Reisenden. Das Band zwischen den Verlobten schien durchaus noch nicht gelockert zu sein, und der König selbst stellte

Sophie der Kaiserin vor, die die beiden jungen Leute herzlich küßte.

Auch setzte Ludwig seine Reittouren längs des Starnberger Sees noch immer fort.

Eines Morgens hielt er mit seinem Blumenstrauß früher vor Pöffenhofen, als er sonst zu tun pflegte, und wie gewöhnlich begab er sich hinauf in den ersten Stock des Schlosses. Da begegnete er auf den obersten Treppenstufen einer Kammerjungfer, die an ihm vorüberstürzte. In demselben Augenblicke aber flog eine Wasserschüssel hinter der Flüchtenden her, und das Wasser strömte Sr. Majestät, der gerade den Fuß auf die Schwelle setzte, über die Füße.

Trotz seiner Kurzsichtigkeit entdeckte Ludwig doch, wer der Urheber dieses Auftrittes war; — seine Verlobte, die schnell hinter der nächsten Thür verschwand, erinnerte in diesem Augenblicke wenig an eine Aphrodite!

Eine Minute lang stand Ludwig wie versteinert; dann aber eilte er wieder hinunter, schwang sich auf sein Pferd und sprengte davon.

Und an diesem Abende erwartete man ihn in Pöffenhofen vergebens.

Nach dem, wie sich sein Charakter später entwickelte, ist es wahrscheinlich, daß eine Ehe zwischen ihm und Sophie überhaupt kaum zustande gekommen sein würde, und die eben geschilderte Szene konnte den Bruch nur beschleunigen.

Der Herbst stand vor der Thür, und der für die Hochzeit bestimmte Tag rückte näher heran. Der Hochzeitswagen war fertig, und man hatte acht prachtvolle Pferde ausgewählt, die ihn ziehen sollten; der Hofstaat der neuen Königin war ernannt; das Programm für die Zeremonien

bei der Trauung war von den Beamten des Hofes ausgearbeitet und Sr. Majestät zur Bestätigung vorgelegt worden; kurz, alle Anordnungen für die Hof- und Volksfestlichkeiten, mit denen die Verbindung gefeiert werden sollte, waren getroffen.

Da empfing der Minister Fürst Hohenlohe eines Tages im September ein königliches Handschreiben.*)

„Da sollen Sie eine Neuigkeit hören!“ sagte er zu seinem Sekretär, indem er ihm den Brief überreichte.

Ludwig teilte ihm in diesem Schreiben in aller Kürze mit, daß er beschlossen habe, die Herzogin nicht zu heiraten, und überließ es der anerkannten diplomatischen Kunst des Fürsten, die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit zu erledigen.

Hohenlohe meldete sich sofort zur Audienz beim Könige, erhielt jedoch den Bescheid, daß Se. Majestät vor einer Viertelstunde in die Berge abgereist sei, und daß man über seinen Aufenthaltsort sowie über seine Rückkehr nichts wisse.

„Was ist da weiter zu tun,“ bemerkte der Fürst, indem er mit den Achseln zuckte; „es ist offenbar ein unabänderlicher Beschluß. Dies ist jedenfalls besser, als wenn man mir in einem Jahre den Auftrag erteilt hätte, eine Ehescheidung auszuwirken.“

„Aber es ist für den Bräutigam ja gar kein Grund zu diesem Schritte vorhanden,“ bemerkte der Sekretär.

„Eben deshalb muß die Sache so geordnet werden, daß die Herzogin es ist, die einen Vorwand findet, sich zurück-

*) Otto, Freiherr von Böldernsdorff: „Vom Reichskanzler Fürsten von Hohenlohe.“ (München 1902.)

zuziehen. Gehen Sie sofort nach der Münze und befehlen Sie, daß man die Prägung der Hochzeitsmedaillen einstelle," antwortete Hohenlohe entschlossen.

Es wurde nun zunächst offiziell mitgeteilt, daß der Hochzeitstag vorderhand aufgeschoben sei, worauf Herzog Max im Namen seiner Tochter anfragte, wann etwa die Hochzeit stattfinden solle; auf die Aufforderung hin, einen Zeitpunkt festzusetzen, erfolgte indes der Ausspruch, „daß sich dies mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Königs nicht tun ließe“.

Die Antwort gab dem herzoglichen Hause einen natürlichen Anlaß, seinerseits zu erklären, daß man „unter solchen Umständen die Verlobung lieber als aufgehoben betrachten wolle“.

Der König nahm diese Erklärung „mit dem tiefsten Bedauern“ entgegen.

Der Bruch kam dem Volke kaum so unerwartet, wie ihm die Verlobung gekommen war; denn dank der Umsicht Hohenlohes war die große Menge auf das Ereignis vorbereitet.

Gleichwohl bildete der Vorfall lange ein stehendes Gesprächsthema. Es war Raum für die verschiedensten Mutmaßungen vorhanden, und Geschichten und Verleumdungen ließen nicht auf sich warten. Einige suchten den Grund in einem gegenseitigen Mangel an Sympathie; andere wollten wissen, daß die Herzogin einen anderen liebe, und daß der König dies entdeckt hätte; alle aber wollten nur schwer daran glauben, daß ihr geliebter Ludwig irgendwie unrecht in der Angelegenheit habe.

Sophies Ruf ward schlimm mitgenommen. Nicht nur Klatschbasen und schmeichlerische Höflinge verdächtigten sie

insgeheim, sondern es kamen auch unvoretheilhafte und abenteuerliche Berichte über sie in Umlauf, die sich solange hielten, als sie lebte.

An dem ritterlichen Könige aber nimmt es Wunder, daß er keine Schritte tat, um die Frau zu rechtfertigen, die er zu seinem Weibe und zur Königin seines Landes hatte machen wollen.

11.

Nach der Trennung von Sophie. — Episoden aus dem
Aufenthalte des Königs in den Bergen.

Obwohl Ludwigs Initiative die Trennung von Sophie diktiert hatte, ist es sicher, daß sie ihm schließlich keineswegs leicht fiel, und daß sie nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Seit dieser Zeit fand eine merkliche Veränderung in seinem Wesen statt.

Sofort nach der Begebenheit zog er sich auf sein entlegenstes Schloß zurück. Er war frei, aber er war nicht glücklich. Er wurde mißtrauischer und menscheuscheuer, als er es früher gewesen war; und es war allen deutlich, daß er von einer inneren Unruhe verzehrt wurde.

Das gute Verhältnis zu dem herzoglichen Hause war vernichtet.

Ludwig hatte nicht einen einzigen wirklichen Freund, nicht einen einzigen Vertrauten in seiner Umgebung, und der Bruch warf sogar einen tiefen Schatten über das Verhältnis zu seiner Mutter, die sich in Enttäuschung und Zorn von ihm abwandte, anstatt zu versuchen, sein Vertrauen zu gewinnen und ihm in seinem Seelenkampfe beizustehen. Mit der Bitterkeit über ihre Kälte aber wuchsen seine Einsiedlergeliüste.

Pflichten riefen ihn jedoch nach seiner Hauptstadt zurück, und um die Neujahrszeit 1868 traf er wieder in München ein.

Das Volk freute sich darüber, ihn bei sich zu haben. Die Fenster im Residenzschlosse waren an den dunklen Winterabenden strahlend erleuchtet; Schwärme von Neugierigen belagerten alle Eingänge, bewunderten die Vestibüle und Treppenaufgänge, die mit Blumen angefüllt waren, und lauschten auf die Musik, die von drinnen herausschallte.

Der König hielt Hof, er gab Konzerte und Bälle; aber die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein; Ludwig der Erste starb in Nizza. Alle Festlichkeiten wurden deshalb sofort eingestellt; und wieder hatte der Friedlose einen Anlaß, sich von der Welt zurückzuziehen.

Die vielen Personen, die eine Audienz bei ihm wünschten, mußten sich in der schwierigen Kunst der Geduld üben; und die meisten mußten schließlich wieder davonziehen, ohne Zutritt zu ihm erlangt zu haben. Aber auch auf diesem Gebiete war er unberechenbar. So verweigerte er es fremden Majestäten, seine Schlösser und Wintergärten zu besichtigen, führte aber einst in eigener Person einen Studenten aus der Schweiz in Hohenschwangau herum und zeigte ihm alle Herrlichkeiten des Schlosses.

Er war die Launenhaftigkeit selbst und völlig unberechenbar. An dem einen Tage war er entgegenkommend, an dem anderen ganz unzugänglich und schweigsam.

Diese Eigenschaften traten namentlich in seinem Verhältnisse zu den Spitzen der Gesellschaft zutage. Unter den Bauern zeigte er sich liebenswürdig und leutselig, und seine Beliebtheit in den breiteren Schichten hielt sich auch seine ganze Regierungszeit hindurch. Die Bevölkerung der Gegenden, wo er am meisten lebte, erzählt noch heute viele hübsche Geschichten von ihm.

Ein Reisender kam einmal auf einer Gebirgstour nach Hohenschwangau. Während er in der Nähe des Schlosses umherging, sah er einen jungen Mann auf sich zukommen, der in eine kurze Jacke gekleidet war, einen Tirolerhut auf dem Kopfe hatte und einen großen Fisch in der Hand trug. Der Fremde hielt ihn für einen Gärtner und fragte ihn, ob es nicht möglich sei, das Innere des Schlosses zu besichtigen.

„Wenn der König darin ist, darf es niemand betreten,“ antwortete der junge Mann; „aber da er für den Augenblick nicht dort ist, kann ich Sie, wenn Sie es wünschen, umherführen.“

Selbstverständlich ward dieses Anerbieten mit Dank angenommen, und der vermeintliche Gärtner führte den Fremden mit großem Entgegenkommen durch die Säle, wo alle Diener ehrerbietig grüßten.

Endlich blieben sie vor dem Schlafzimmer des Königs stehen, und der junge Mann erklärte, daß es nicht gestattet sei, hier einzutreten.

Nachdem sie im übrigen alles besichtigt hatten, nahm er verbindlich Abschied von dem Fremden, der ihn zum Schlusse fragte, wo Se. Majestät sich jetzt aufhalte.

„Der König war im Schlosse, als wir es besichtigten,“ lautete die Antwort.

„Und wir haben ihn nicht gesehen?“ rief der Herr verwundert aus.

„Sie haben ihn gesehen. Ich bin der König!“ —

Als Ludwig eines Tages allein in den Bergen umherwanderte, begegnete er einem Hirtenknaben.

„Ich muß meine Tiere nach Hause treiben,“ sagte der Junge; „aber ich weiß nicht, welche Zeit es ist.“

„Hast du keine Uhr?“ fragte der König.

„Wie sollte ich dazu kommen, eine Uhr zu besitzen?“ antwortete der Kleine.

Lächelnd gab ihm Ludwig Bescheid, welche Zeit es sei, und am Tage darauf schickte er ihm eine schöne Uhr als Geschenk. —

Auf seinen einsamen Ausflügen fuhr er oft durch ein Dorf, wo er an dem Häuschen eines Schuhmachers vorüberkam, den er regelmäßig damit beschäftigt fand, die Blumen auf einem Gartenflecken zu pflegen.

Eines Tages ließ er seinen Wagen vor dem Dorfe halten und begab sich zu Fuße zu dem Schuhmacher. Am Gartenzaune blieb er stehen und betrachtete den fleißigen Mann.

„Meister,“ sagte er, „Sie haben gewiß kein rechtes Glück mit Ihren Lilien!“

„Nein,“ antwortete der Schuhmacher, der den König nicht kannte; „ich habe nun schon fünf Jahre lang weder Arbeit noch Ausgaben gescheut, um reine weiße Lilien zu ziehen, aber immer liegt ein grüner Schatten darüber. Könnte ich nur einmal in den königlichen Garten kommen, — dort sollen so schöne weiße Lilien wachsen!“

„Das würde Ihnen nichts nützen, Meister,“ meinte Ludwig; „denn es ist doch kaum Ihre Absicht, dort Pflanzen zu stehlen. Sie würden außerdem auch keine Gelegenheit finden, es zu tun.“

„Was denken Sie denn von mir, mein bester Herr!“ rief der Mann beleidigt aus. „Sollte ich mich an dem Eigentum meines Königs vergreifen wollen? Ich wünschte nur, daß ich diese herrliche Blume ein einziges Mal in ihrer ganzen Pracht zu sehen bekäme.“

„Dazu könnte sich schon eine Gelegenheit finden; ich kenne nämlich den Hofgärtner und will ein gutes Wort für Sie einlegen.“

„Wenn Sie das tun wollten, würde ich Ihnen gern ein Paar Stiefel ohne Bezahlung anfertigen.“

„Den kleinen Dienst tue ich Ihnen auch ohne Erstattung,“ sagte Ludwig, indem er sich freundlich nickend entfernte.

Am nächsten Morgen aber brachte ein Diener dem Schuhmacher einen großen Strauß prachtvoller weißer Lilien vom Könige.

12.

Der Besuch der Kaiserin von Rußland in Bayern. — Verlobung und Hochzeit der Herzogin Sophie. — Ein unerwartetes Zusammentreffen mit der Herzogin von Mençon. — Ein letzter Versuch, Ludwig in Hymens Fesseln zu schmieden.

In der ersten Hälfte des September 1868 kam die Kaiserin von Rußland mit einem großen Gefolge nach München.

Ihr gestrandeter Heiratsplan hatte ihr Interesse für den Herrscher Bayerns augenscheinlich nicht zu vermindern vermocht; und auch Ludwig empfing sie mit derselben Ehrerbietung und Herzlichkeit wie früher, indem er zu ihrer Ehre eine Pracht entfaltete, deren Gleichen man nie in seinem Reiche gesehen hatte.

Er hatte die Zimmer auf Berg, welche die Kaiserin bewohnte, genau so einrichten lassen, wie man ihre Zimmer in ihrem russischen Palaste beschrieben hatte, und Prunkmähler im Schlosse zu München sowie Festvorstellungen im Theater wechselten mit Ausflügen nach den naheliegenden Schlössern ab.

Die Zarin verbrachte einen Abend zusammen mit der königlichen Familie auf der „Roseninsel“, wo ihr junger Freund eine italienische Nacht mit Musik und Gesang veranstaltet hatte, und wo sämtliche Kräfte von der königlichen Oper mitwirkten.

Der Starnbergersee strahlte in bengalischer Beleuchtung; im Garten und im Schloßhofs waren allegorische Statuen aufgestellt; und jeder Rosenbusch barg eine Überraschung. Schwärme von Leuchtkugeln stiegen über der Wasserfläche empor, die sich in allen Farben im Winde bewegten. Die Musik erklang von einem Schiffe, das einer grünen Insel gleich, auf der Landbewohner und Sommergäste von Starnberg Platz genommen hatten, die mit ihren Jubelrufen die Stimmung erhöhten, welche über dem ganzen Feste ruhte.

Es war wie ein Märchen aus „Tausend und Eine Nacht“, und die Kaiserin von Rußland hat später geäußert, daß sie niemals etwas so Poetisches erlebt habe wie an diesem Abende.

Die Großfürstin Maria begleitete diesmal ihre Mutter nicht; denn die Verlobung des Königs mit seiner Cousine und sein Bruch mit ihr hatten die Kaiserin überzeugt, daß, wie lebenswürdig er auch sein konnte, es doch am klügsten sein dürfte, den Eifer, ihn zum Schwiegersohne zu gewinnen, abzukühlen.

Obwohl die aufgehobene Verlobung dem Rufe der Herzogin Sophie ohne Zweifel geschadet hatte, zeigte es sich doch, daß diese Begebenheit ihre Aussichten, eine andere standesgemäße Partie zu machen, keineswegs vermindert hatte. Ein regierender deutscher Fürst — ein naher Verwandter des Königs — begab sich im Sommer 1868 nach München, um sie kennen zu lernen und um ihre Hand anzuhalten. Aber schon war ihm ein anderer Bewerber zuvorgekommen. Am 1. Juli 1868 waren der Herzog von Nemours und sein Sohn nach Pöffenhofen gereist, und am 11. Juli desselben Jahres verlobte sich Sophie während

eines Aufenthaltes in Baden-Baden öffentlich mit Prinz Ferdinand von Orleans, dem Herzoge von Alençon.*)

Kurze Zeit darauf reisten der Bräutigam und sein Vater nach England, um das neue Heim einzurichten.

Die Hochzeit fand am 26. September 1868 um elf Uhr vormittags in der Schloßkapelle zu Pöffenhofen statt.

Der Trauung, die von dem Abte Haneberg vollzogen wurde, wohnten außer den Eltern und Brüdern der Braut der Graf und die Gräfin von Trani bei, ferner die Erbprinzessin Helene von Thurn und Taxis und mehrere der königlichen Prinzen und Prinzessinnen sowie der Herzog von Nemours mit seinen beiden Töchtern, der Graf von Paris, der Prinz von Joinville mit seiner Gemahlin und seinem Sohne und andere Mitglieder des Hauses Orleans.

Die Kaiserin von Oesterreich sowie der ehemalige König und die Königin von Neapel, welche kurz vorher das Elternhaus besucht hatten, waren unmittelbar vor der Hochzeit wieder aus Bayern abgereist.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“, denen diese Einzelheiten entnommen sind, verschwiegen eine Episode, die erst jüngst durch die Erinnerungen des Freiherrn von Bolderdorff an den Fürsten Hohenlohe bekannt geworden ist.

Mitten im Verlauf der Feierlichkeit zeigte sich plötzlich Ludwig der Zweite, begleitet von der Kaiserin von Rußland, die in diesen Tagen sein Gast war. Sein Eintreten wirkte äußerst peinlich auf alle; aber gleichwohl blieb der König über eine Stunde im Brauthause, ohne die

*) Enkel des Königs Ludwig Philipp von Frankreich und ältester Sohn des Herzogs von Nemours und Viktorias, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg-Gotha.

Verstimmung, die seine Gegenwart weckte, anscheinend auch nur im geringsten zu beachten.

Sein Entschluß, seiner früheren Verlobten an ihrem Hochzeitstage Glück zu wünschen, war zweifellos ein Ausfluß einer der Augenblicksstimmungen, die ununterbrochen in seinem unruhigen Sinne wechselten.

Der Herzog und die Herzogin von Mençon reisten nach England und verlebten dort die ersten Jahre ihrer Ehe; aber Sophie kam oft wieder nach Pössenhofen, wo es Ludwig indes mit der größten Sorgfalt vermied, ihr zu begegnen.

Viele Jahre später trafen sie sich zufällig einmal bei Seeshaupt am Starnberger See.

Der König hatte einen Unfall mit seinen Pferden gehabt, war aus seiner Equipage ausgestiegen und hatte sich zu einem vorüberfahrenden Bauern auf den Wagen gesetzt, um nach Berg zurückzukehren.

Da kam die Herzogin Ludovica mit ihrer jüngsten Tochter neben sich in ihrem Wagen gefahren.

Der König befahl dem Bauern, zur Seite zu lenken, wandte den Kopf weg und unterließ es mit Fleiß, die Damen zu grüßen. —

Nachdem die Herzogin vermählt war, kam das Gerücht auf, daß sich Ludwig wieder zu verloben beabsichtige.

Von Hohenschwangau aus unternahm er im strengsten Inognito eine Tour nach Friedrichshafen am Bodensee, wobei er unter dem Namen eines „Grafen von Schyren“ reiste und nur von einem Diener begleitet war.

Der König und die Königin von Württemberg hatten ihn eingeladen, dorthin zu kommen.

Königin Olga, eine russische Prinzessin, die mit Bedauern die Hoffnung aufgegeben hatte, die Großfürstin

Maria als Königin von Bayern zu sehen, hatte zu diesem Zeitpunkte einen neuen Verlobungsplan entworfen.

Die Prinzessin Emma von Waldeck und Pyrmont hielt sich damals bei dem Königspaaire zu Besuch auf, und die Königin hatte beschlossen, daß diese junge Dame, die einen ausgezeichneten Verstand besaß sowie musikalisch war und für Wagners Kompositionen schwärmte, die Bekanntschaft des Königs von Bayern machen sollte, — in der Absicht, vielleicht eine eheliche Verbindung herbeizuführen.

Ludwig schien sich auch von der Prinzessin angezogen zu fühlen, die für den ritterlichen und geistreichen Monarchen begeistert war, und der Tag in Friedrichshafen verlief schnell und angenehm.

Als der Abend kam, dachte Ludwig daran, nach Hause zurückzukehren. Während er und die Prinzessin noch zusammen am Piano saßen, ward er plötzlich unruhig, da er bemerkte, daß es spät geworden war, und daß die Zeit zur Abreise gekommen sei.

In einem Augenblick war er reisefertig. Er sagte der Prinzessin ein warmes Lebewohl, nahm nicht minder herzlichen Abschied von dem württembergischen Königspaaire und versprach, bald wiederzukommen und vielleicht länger zu bleiben.

Vom Dampfschiffe aus, das auf ihn gewartet hatte, winkte er dem Königspaaire und der Prinzessin, die auf der Brücke standen und ihm nachsahen, noch mehrere Male zu. Aber er kam niemals wieder und vergaß augenscheinlich sowohl den schönen Tag in Friedrichshafen wie die Prinzessin von Waldeck und Pyrmont.

Man begann endlich die Hoffnung aufzugeben, den König als Ehemann zu sehen, wenn auch einzelne politische

Parteien noch meinten, daß sie vielleicht durch den Einfluß einer Geliebten auf ihn einwirken könnten.

Aber auch in dieser Erwartung sah man sich getäuscht. Nachdem seine Verlobung aufgehoben war, spielte das schöne Geschlecht nur noch eine sehr geringe Rolle im Leben Ludwigs, der die Frauen eher mit den Augen Holbergs betrachtet zu haben scheint, der in einem seiner Briefe ausspricht, daß er die Frauenzimmer als nichts anderes als „schöne Gemälde“ betrachte — zum Ansehen wohl, aber nicht zum Anrühren!

Diejenigen, die König Ludwig näher kannten, waren sich völlig darüber einig, daß er niemals wirkliche Liebe zu irgend einer Frau empfunden habe, nicht einmal zu seiner Verlobten, obwohl es eine Zeitlang so ausgesehen haben mochte.

Zu Richard Wagner sagte er einmal bei einer ihrer ersten Begegnungen: „Nicht wahr, Sie machen sich auch nichts aus den Weibern? — Sie sind so langweilig!“

Ludwigs Gleichgültigkeit schloß jedoch nicht aus, daß er Freundschaft für einzelne Frauen*) nähren konnte. Brachten ihn doch auch seine Kunstinteressen in häufigere Verbindung mit Frauen, und ließ er doch namentlich in seinen jüngeren Jahren oft genug Schauspielerinnen und Sängerinnen zu sich rufen, damit sie vor ihm deklamirten und ihm vorfingen.

Dabei überraschte er sie oft durch sein wunderbares Gedächtnis; denn wenn sie einmal ein einzelnes Wort ausließen, schaltete er es augenblicklich ein, und nicht selten ereignete es sich, daß er während eines Dialoges eine der

*) Unter diesen stand, wie bekannt, in erster Reihe Elisabeth von Oesterreich.

Rollen in dem Stücke selbst übernahm, wobei sein Vortrag hinreißend gewesen sein soll.

Einige Erfahrungen, welche er mit Künstlerinnen machte, die er auf seine Schlösser einlud, können freilich kaum dazu beigetragen haben, sein Vorurteil gegen das weibliche Geschlecht zu zerstreuen.

uß
ht.
ne
d=
se=
s=
als
er

ich
zu
er
en

rer
uch

er
ten
ng
ren
zu
or=

res
us=
ten
der

von

13.

Fürst Hohenlohe. — Politische Schwierigkeiten.

Bayern war aus dem Kriege von 1866 mit verhältnismäßig heiler Haut davongekommen. Und dazu hatte Bismarck seine guten Gründe gehabt. Der große Staatsmann sah den kommenden Krieg mit Frankreich voraus, und es war von höchster Bedeutung für ihn, Bayern für seine Zukunftspläne zu gewinnen.

Gleich nach dem Friedensschlusse vertraute er dem bayerischen Minister des Aeußeren an, daß Napoleon der Dritte, der 1866 die Rolle des selbstbestallten Schiedsrichters zu spielen gewünscht hatte, in einem Stücke bayerischen Landes Bezahlung hierfür verlangt habe. Der Minister setzte Ludwig heimlich hiervon in Kenntniß; und die Folge dieser Mitteilung war, daß der König sich entschloß, ein Verteidigungsbündniß mit Preußen zu schließen.

Wenige Tage darauf sandte er König Wilhelm ein eigenhändiges Schreiben, in dem er unter anderem aussprach, daß „eine feste und dauernde Freundschaft zwischen ihren Häusern und Staaten begründet sei“.

Dieses Bündniß zwischen zwei Staaten, die erst vor so kurzer Zeit die Waffen gegeneinander geführt hatten, ward der Öffentlichkeit vorläufig nicht bekannt. Bald jedoch begannen Gerüchte durchzusickern, daß Ludwig im Begriffe stünde, eine Frontveränderung in seiner äußeren Politik vorzunehmen.

Dafür, daß diese Gerüchte die öffentliche Meinung beeinflussten, sollte er bald einen unverkennbaren Beweis erhalten.

Im Herbst 1866 eröffnete er den bayrischen Landtag.

Vom Schlosse fuhr er in einem prachtvollen Galawagen, der mit sechs Hengsten bespannt war, und den eine stattliche Kavalleriegarde in glänzenden Uniformen eskortierte, nach dem Landtage.

Der junge Herrscher war bisher gewohnt gewesen, daß die schaulustigen und loyalen Münchener ihn mit stürmischen Ovationen begrüßten, wenn er sich zeigte, und die Polizei hatte Befehl, der hurrarufenden Menge nicht hindernd in den Weg zu treten, wenn sie sich vordrängte. Aber diesmal wäre ein solcher Befehl nicht nötig gewesen. Die Haltung der Bevölkerung war ganz anders als gewöhnlich: man hörte keinen Hurraruf, und keine Hand rührte sich zum Gruße. Unter drückendem Schweigen fuhr Se. Majestät durch die Straßen.

Das Ganze war eine Parteidemonstration, hervorgerufen durch heftige Agitationen der kirchlichen Partei, die auf den nationalen Saiten zu spielen versuchte.

Das Auftreten der Bevölkerung kränkte den empfindlichen König aufs tiefste, und er nahm sich die kühle Haltung der Hauptstadt so zu Herzen, daß er schwur, sich von diesem Tage ab nicht öfter als höchst notwendig in den Straßen Münchens zeigen zu wollen.

Die Demonstration verfehlte gleichwohl ihren Zweck; denn sie konnte Ludwig keineswegs dazu bewegen, von der Bahn abzuweichen, die er in seiner auswärtigen Politik eingeschlagen hatte.

Kurz darauf wurde sein freundschaftliches Verhältnis zu Preußen eine öffentliche Tatsache.

Am letzten Tage des Jahres 1866 wählte er ein neues Ministerium, dessen Seele der namhafte Staatsmann Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst ward, der in seinen jüngeren Jahren in preussischen Diensten gestanden, und der sich schon 1849 für die Einigung Deutschlands unter der Führung Preußens ausgesprochen hatte. Durch Familientraditionen, durch seine Ausbildung und seine politischen Sympathien war er eifriger Anhänger der Politik Preußens und ein enthusiastischer Bewunderer Bismarcks.

Von Ludwig selbst abgesehen, nahm fast das ganze königliche Haus einen energischen Standpunkt gegen den Chef der Regierung und seine Anschauungen ein. An die Spitze der Opposition des Hofes stellte sich der alte ehemalige König Ludwig der Erste; und ferner schloß sich dieser Partei fast der gesamte Adel sowie ein überwiegender Teil der katholischen Geistlichkeit an.

Der Adel mißtraute Hohenlohe nicht nur wegen seiner bismarckfreundlichen auswärtigen Politik, sondern vielleicht vor allen Dingen auf Grund seiner liberalen Anschauungen. Die katholische Geistlichkeit aber haßte ihn, weil er den Willen und die Kraft zeigte, die Oberherrschaft des Staates in kirchlichen Fragen zu behaupten, und weil er die weitgehenden Forderungen der katholischen Prälaten bekämpfte.

Auch unter einem großen Teile der übrigen Bevölkerung machte sich dieser Unwille geltend. Die breiten Schichten betrachteten ihn als „den Preußen“; und der Preußenhaß war in jenen Jahren im bayrischen Volke sehr verbreitet und intensiv.*)

*) Als ein charakteristisches Beispiel kann das Folgende angeführt werden. Der norddeutsche Dichter Emanuel Geibel war von Maximilian dem Zweiten an den bayrischen Hof berufen worden, wo man ihn zum Professor der Literaturgeschichte und Poesie an der Universität

Im August 1867 gab Hohenlohe im Landtage eine offene Erklärung ab, daß ein Kriegsbündnis mit Preußen geschlossen worden sei.

Die Erklärung weckte gewaltige Erbitterung. Einer der Deputierten raste förmlich gegen die „Sklavenfetten“, mit denen der Fürst Bayern an dieses Land festschmieden wolle, und als ein anderer Redner von der „Bruderhand“ sprach, die Preußen darbiete, holte jener eine Granate hervor, die er 1866 auf dem Schlachtfelde aufgehoben und aufbewahrt hatte, und schrie: „Seht her, hier ist die ‚Bruderhand‘, die Preußen uns darbietet!“

Wie groß die Erregung auch war, so blieb Hohenlohe doch unverdrossen bei seinen Vorbereitungen, Bayern in-stand zu setzen, an dem Bismarckschen Zukunftsplane teilzunehmen.

München ernannte, während ihm der König eine jährliche Ehrengage bewilligte.

Zu der hier behandelten Zeit hielt sich Geibel in seiner Geburtsstadt Lübeck auf; und als König Wilhelm von Preußen dorthin zu Besuch kam, begrüßte ihn der Dichter mit folgenden Versen:

„Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Auge sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.“

Dieser lyrische Ausbruch wurde von der „nationalen“ Partei in Bayern äußerst ungnädig aufgenommen und so ausgelegt, als ob der Dichter gemeint habe, Preußen solle sich dieses Land unterwerfen, was selbstverständlich gar nicht seine Meinung gewesen war.

Die Erbitterung war so groß, daß Ludwig sich veranlaßt sah, Geibel die Pension zu entziehen, die ihm sein Vater zugestanden hatte. Aber diese Entziehung weckte Argerniß in Norddeutschland; und der König von Preußen bewilligte dem Dichter als Erstattung eine ähnliche Pension.

Aus Indignation über die Kränkung, die man seinem Kollegen und Freunde zugefügt, verzichtete Paul Heyse freiwillig auf eine Pension, die er bisher vom Könige von Bayern erhalten hatte.

In erster Linie galt es, zu diesem Zwecke das Militärwesen Bayerns zu reorganisieren, das sich in dem Kriege von 1866 als nicht befriedigend gezeigt hatte, und eine seiner ersten und wichtigsten gesetzgeberischen Arbeiten war denn auch ein neues, modernes Militärdienstpflichtgesetz nach preußischem Muster.

Gleich darauf legte er dem Landtage ein Gesetz vor, das darauf berechnet war, die Schule unabhängig von der Kirche zu machen. Als Minister des größten katholischen Staates in Deutschland betrachtete er es außerdem als seine Pflicht, einzuschreiten, als Pius der Neunte die Absicht zu erkennen gab, die Unfehlbarkeit des Papstes zu erklären.

Durch diesen Schritt reizte er die kirchlich-konservative Partei aufs äußerste. Im Jahre 1868 kam es zu heftigen Streitigkeiten zwischen den Partikularisten und den Ultramontanen auf der einen Seite und den Nationalliberalen auf der anderen. Der Haß gegen Preußen und die Furcht vor dem neuen Schulgesetze trieb die Partikularisten, Demokraten und Ultramontanen dazu, ein Bündnis zu schließen, das der Regierung außerordentliche Schwierigkeiten bereitete.

Der Sturm der Gegner vermochte jedoch das Vertrauen des Königs auf seinen Ratgeber nicht zu erschüttern: sowohl in dem Verhältnisse zu Preußen wie in den kirchlichen Kämpfen stellte er sich unbedingt auf Fürst Hohenlohes Seite.

Als es bei den Wahlen im Jahre 1869 den Ultramontanen glückte, eine entschiedene Majorität zu gewinnen, reichte das Ministerium, parlamentarischem Staatsbrauche zufolge, sein Abschiedsgesuch ein. Ludwig jedoch wollte nicht auf seine Minister verzichten, und nun entstand ein heftiger Kampf zwischen der Regierung und der Volksvertretung.

Die oppositionelle Majorität beschloß eine Mißtrauensadresse gegen den ebenso verhaßten wie gefürchteten Hohen-

lohe; der Monarch aber wünschte, daß diese im Staatsrat verworfen werden möchte. Durch seinen Zeremonienmeister hat er die Prinzen des königlichen Hauses, sich zu enthalten, gegen den Minister zu stimmen, und persönlich bearbeitete er seinen jungen Bruder in derselben Richtung.

Die Prinzen waren bei der Sitzung auch vollzählig anwesend. Der Vetter des Königs, Herzog Karl Theodor, trat für Hohenlohe in die Schranken; die übrigen aber — ja selbst Otto — stimmten mit der Majorität.

Ludwig war erbittert, namentlich über die Stimmabgabe seines Bruders. Und da er wußte, daß seine Onkel auf den Prinzen eingewirkt hatten, verbot er ihnen als Oberhaupt der Familie und kraft seiner königlichen Macht für einige Zeit den Zutritt bei Hofe.

Eine Deputation, die sich Audienz erbat, um dem Könige die erwähnte Mißtrauensadresse zu überreichen, wurde nicht vorgelassen, und der Zeremonienmeister, der die Herren des Landtages empfing, teilte diesen mit, daß sie die Adresse gefälligst durch seine Minister an Se. Majestät gelangen lassen möchten.

Vorläufig blieb Hohenlohe also am Staatsruder; aber die Gärung im Lande dauerte fort, und die Erbitterung gegen das Ministerium stieg.

Da kam das bedeutungsvolle Jahr 1870. Am 19. Januar erklärte Hohenlohe im Landtage, daß ein Staat zweiten Ranges wie Bayern nur mit einem anderen Reiche alliiert bestehen und daß dieses Reich kein anderes sein könne als Preußen, unter dessen Leitung man im Falle eines Krieges kämpfen müsse.

Sein offenes Bekenntnis rief einen wahren Sturm hervor.

Das Blatt „Das Vaterland“ schrieb: „Fort mit Hohenlohe, der sich zwischen den König und das Volk drängt! — Ein böser Geist schleicht sich durch Bayern!“

Dasselbe Blatt versicherte die Franzosen, daß der Fall des Ministers gleichbedeutend mit der Neutralität Bayerns sein würde. Es fuhr drohend fort: — „Soll das Land wegen eines einzigen Hohenlohe wiederum den Stürmen des Wahlkampfes ausgesetzt werden? Man rechnet vielleicht auf die Preußen. Man hofft, daß Unruhen ausbrechen, welche diesen eine schöne Gelegenheit bieten werden, als Rettungsschar in das Land einzudringen. Landesverräter! Feinde Bayerns und seines Volkes! Sobald ein Preuße die Grenze unseres Landes überschreitet, werden sich sechshunderttausend Franzosen und vierhunderttausend Österreicher in Bewegung setzen, um ihn wieder hinauszurufen. Bayern soll den Bayern gehören!“

In der österreichischen Presse sowie in den Blättern, welche unter dem Einflusse der bayrischen Jesuiten standen, las man ununterbrochen, daß der König unfähig sei zu regieren, und man überhäufte ihn mit Majestätsbeleidigungen.

„Ludwig der Zweite hat durch sein Auftreten das Land in einen fürchterlichen Aufruhr versetzt! Wenn er nicht umkehren und auf klügere Ratschläge hören will, setzt er seine Krone aufs Spiel,“ schrieb die „Unica cattolica“.

Im Anfange des Februar 1870 erklärte Hohenlohe selbst, daß er zurückzutreten wünsche, und obwohl der junge König ihn weiter im Amte behalten wollte, sah der Minister sich nicht imstande, seinen Entschluß zu ändern, den er nur nach reiflicher Überlegung gefaßt hatte.

Höchst ungern bewilligte Ludwig endlich seinen Abschied, und zwar tat er dies auf eine für den Fürsten höchst ehrenvolle Weise, indem er ihm durch hohe Auszeichnungen seine Dankbarkeit und sein Vertrauen bewies.

14.

Eine Begegnung zwischen Bismarck und König Ludwig.

Bismarck hatte nach dem Friedensschlusse von 1866 ein Zeichen der Gewogenheit des bayrischen Königs empfangen: er hatte von Ludwig den Hubertusorden verliehen erhalten, eine Auszeichnung, die den Ordensregeln zufolge nur Männern königlichen Blutes oder solchen zuteil werden soll, die sich um den bayrischen Staat und die bayrische Krone besonders verdient gemacht haben.

Er wünschte sehr, einmal mit dem jungen Monarchen zusammenzutreffen; denn Bayern war, wenn auch keine Großmacht, so doch groß genug, um bei der Abrechnung zwischen Norddeutschland und Frankreich, die der preussische Staatsmann in naher Zukunft voraussah, ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen zu können.

Es war nicht eine gewöhnliche, offizielle Konferenz mit Zeremonien und im Beisein von Zeugen, die er wünschte, sondern ein vertrauliches Gespräch unter vier Augen. Er schrieb deshalb an seinen alten Freund, den Fürsten Hohenlohe, und dieser wandte sich wieder an den Grafen Holnstein, der dem Könige nahe stand und der Spielgenosse seiner Kindheit gewesen war.

Holnstein war Ludwigs des Zweiten intimer Vertrauensmann mit dem Titel eines obersten königlichen Hoffstall-

meisters, und obwohl er keine besondere diplomatische Ausbildung besaß, machte er sich doch als Hofdiplomat fast unentbehrlich.

Es wurde verabredet, daß eine Zusammenkunft zwischen dem Könige und Bismarck in dem Hause des Grafen stattfinden sollte, da beide Teile wünschten, daß die Konferenz einen ganz privaten Charakter trüge und gleichsam ganz zufällig zustande käme.

So reiste denn der preußische Minister nach München, wurde zu Holnstein zum Tee eingeladen und fand sich pünktlich ein.

Gleich darauf kam Ludwig zu seinem obersten Hofstallmeister auf Besuch und zeigte sich lebhaft interessiert, Bismarck zu treffen.

Nach einer kurzen Weile fand der Wirt Gelegenheit, sich zu entfernen.

Ludwig und der „Eiserne Kanzler“ waren allein.

In Wahrheit zwei Gegensätze! Der eine, der Mann des Willens und des Handelns, der im Verlaufe weniger Jahre Mitteleuropa zweimal in Feuer und Flammen gesetzt hatte, Krieger sowohl wie Staatsmann, rücksichtslos, kaltblütig, unerschrocken am Ratstische wie im Schlachtgetümmel, und zu der hier behandelten Zeit in der vollen Kraft seines Mannesalters. Der andere — König Ludwig — noch jung an Jahren, wankelmütig und scheu, ein Feind des Krieges, ein Träumer, der das Leben meist in der Einsamkeit der Natur und in der Welt der Phantasie genoß.

Man könnte sich versucht fühlen zu sagen, daß Realismus und Romantik hier einander ein Stelldichein gaben!

Aber wie groß auch die Ungleichheit zwischen diesen beiden Männern sein mochte, ein gemeinsames Band knüpfte sie zusammen: der Gedanke an die Zukunft Deutschlands

und der Wunsch der Größe Deutschlands erfüllte die Gemüther beider.

Die Außenwelt zerbrach sich vergebens die Köpfe, um ausfindig zu machen, was an jenem Abende im Hause des Grafen Holnstein gesprochen und verabredet worden war. Aber es war kein Mensch zugegen gewesen, und niemals hat man Gewißheit über die Einzelheiten dieser Unterredung erlangt. Als sicher darf man jedoch annehmen, daß das Verhältnis zu Frankreich und die äußere Politik einen Hauptgesprächsstoff gebildet haben mögen.

Der große Staatsmann und Diplomat wird in lebendigen Farben seine Pläne geschildert und die Phantasie des romantischen Schwärmers angefeuert haben. Jedenfalls scheint die Zusammenkunft, die ziemlich lange dauerte, beide völlig befriedigt zu haben; und in beiden hat sie ohne Zweifel dauernde Eindrücke hinterlassen. Für die Entwicklung der Weltgeschichte aber ist sie sicher nicht ohne Bedeutung geblieben.

15.

Der Krieg gegen Frankreich bricht los.

Als Ludwig am 17. Januar 1870 den Landtag eröffnete, sagte er in seiner Thronrede: „Die Übereinkunft, die ich mit Preußen geschlossen habe, ist dem Lande bekannt! Treu gegen dieses Bündnis, für das ich mein königliches Wort zum Pfande gesetzt habe, will ich, wenn es mir meine Pflicht gebietet, zusammen mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit auch für die Ehre Bayerns einstehen!“

Wie in einem früheren Abschnitte erwähnt, war Hohenlohe dann von seinem Amte zurückgetreten. Dies bedeutete jedoch keinen Systemwechsel, sondern nur einen Personenwechsel. Graf Bray, früher bayrischer Gesandter in Wien, der Hohenlohe als Minister des Auseren ablöste, stand in allem Wesentlichen auf demselben politischen Standpunkte wie sein Vorgänger, und die erbitterten Angriffe der Ultramontanen gegen die Regierung setzten sich deshalb fort.

Von den Parteistreitigkeiten abgesehen, verlief gleichwohl die erste Hälfte des Jahres völlig ruhig, und kaum jemand in Bayern ahnte, wie nahe ein Krieg bevorstand.

Ludwig selbst schien nach dem Rücktritte Hohenlohes verhältnismäßig unberührt von der politischen Gärung in seinem Reiche zu bleiben. Er las und ritt, unternahm

Ausflüge nach seinen Jagdschlössern, erledigte die Arbeiten, die ihm seine Minister vorlegten, und lebte sein gewöhnliches stilles Leben.

Von seinem Stallmeister Hornig begleitet, hatte er am 8. Juli einen Ausflug in die Berge unternommen. Es war seine Absicht, fünf oder sechs Tage fortzubleiben, und sein Kabinettssekretär hatte Befehl erhalten, ihm nur im äußersten Notfalle einen Boten nachzusenden.

Plötzlich kam die Nachricht von der schnell zunehmenden Spannung zwischen Preußen und Frankreich und dem drohenden Ausbruch des Krieges.

Da sich die Rückkehr des Monarchen länger verzögerte, als man erwartet hatte, mußte man ihm einen reitenden Boten mit den wichtigsten Dokumenten nachschicken.

Am 15. Juli kam er nach Berg zurück, und noch an demselben Abende um elf Uhr gab er Befehl, daß sein Sekretär Eisenhart sich bei ihm einfinden solle. Er empfing ihn in seinem Balkonzimmer im zweiten Stocke, wo er, wie es seine Gewohnheit war, auf und ab schritt; nur selten setzte er sich bei derartigen Besprechungen einmal einen Augenblick nieder.

Es vergingen Stunden, während sie zusammen die Lage erwogen.

Der kaum fünfundzwanzigjährige König war damals noch in ungeschwächtem Besitze der schnellen, scharfen Auffassungsgabe, die er in einzelnen Punkten bis zu seinem Tode bewahrte. Aber er war kein Freund des Krieges, und ununterbrochen wiederholte er: „Gibt es denn kein Mittel, keine Möglichkeit, den Krieg zu vermeiden?“

Er sah schließlich ein, daß die Entscheidung mit den Waffen unvermeidlich war, und nun war die Frage nur die, ob Bayern neutral bleiben konnte, oder ob sein Land,

in Übereinstimmung mit dem Traktate von 1866, an Preußens Seite kämpfen sollte.

Der Kabinettssekretär betonte, daß Neutralität die Selbstständigkeit Bayerns bedrohen würde; überdies aber betrachte er die Übereinkunft von 1866 als eine bindende Verpflichtung für Bayern, mit Preußen und für Preußen zu kämpfen.

Auch der Monarch teilte diese Anschauung.

„Ehe ich eine Bestimmung treffe, will ich jedoch Graf Berchems Ankunft abwarten. Man soll mich deshalb wecken, sobald er eingetroffen ist!“

Es war um dreieinhalb Uhr morgens geworden, als der Kabinettssekretär das Schloß verließ, und schon graute der Tag.

Underthhalb Stunden später langte Graf Berchem aus der Hauptstadt an. Die beiden Herren sprachen sich miteinander über die Lage der Dinge aus, und der Kabinettssekretär begab sich aufs neue zum Könige, der ihn in seinem Schlafzimmer empfing. Er lag in seinem blauer Himmelbette, und der Sekretär las ihm einen Brief des Ministers Bray vor, den Graf Berchem mitgebracht hatte.

Noch einmal berührte man die Hauptpunkte der großen Frage.

„Schnelle Hilfe ist doppelte Hilfe, Ew. Majestät,“ sagte Eisenhart.

Es trat eine Pause ein.

Dann sagte der König: „Bis dat, qui cito dat!*) — Fertigen Sie einen Entwurf meines Befehles aus, daß das Heer mobil gemacht werde! Laden Sie die Minister Bray und Brandt ein, heute nachmittag um vier Uhr zu mir zu kommen, und machen Sie der Presse Mitteilung!“

*) Derjenige gibt doppelt, welcher schnell gibt.

Der Kabinettssekretär fertigte augenblicklich das erwähnte Schreiben aus und reichte es dem Monarchen, der es mit seiner Unterschrift versah.

Damit war die politische Haltung Bayerns entschieden; Ludwigs Stellungnahme aber hatte eine Bedeutung, welche weit über die militärischen Verordnungen hinausging, die er getroffen hatte.

Der Ausgang des Krieges würde ohne die Hilfe Bayerns wahrscheinlich derselbe gewesen sein; aber die Zukunft Deutschlands ward durch den Federstrich des Königs von Bayern am Morgen des 16. Juli entschieden. Denn das Bündnis zwischen Preußen und dem größten süddeutschen Staate hatte den Zusammenschluß Deutschlands und das deutsche Kaiserreich zur Folge.

„Ich habe den König niemals so zufrieden gesehen wie heute,“ erklärte sein Minister Brandt nach der Audienz an demselben Nachmittage. Und als der diensttuende Adjutant von Sauer Se. Majestät beglückwünschte, antwortete Ludwig: „Ja, ich habe das Gefühl, daß ich etwas Gutes getan habe.“

Ein herzliches Dankestelegramm lief von König Wilhelm aus Berlin ein; aber auch von anderer Seite gingen ihm zahlreiche begeisterte Telegramme zu.

Am folgenden Tage — einem Sonntage — reiste Ludwig mit Extrazug nach München, wo eine ungeheure Bewegung in den Straßen herrschte und die Begeisterung der Menge von Minute zu Minute wuchs.

Die Volksmassen fühlten den Drang, ihrem Könige zu danken und zu huldigen. „Heil unserm König, heil!“ sang man im Chore vor dem Schlosse.

Die Begeisterung war unbeschreiblich, als er sich am Fenster zeigte; alle drängten vorwärts, um ihn zu sehen

und ihm zuzujubeln. „Hoch, Ludwig, hoch!“ erklang es wie ein einziger Ruf aus den Herzen der Bayern, und diese Huldigung des Volkes verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf Ludwig zu machen.

„Soll ich noch einmal ans Fenster gehen?“ fragte er, nachdem er sich schon viele Male gezeigt hatte, und während die Rufe draußen immer lebhafter und wärmer wurden.

Von Sympathie umjubelt, wohnte er am Abende der Aufführung von Wagners „Walküre“ bei.

Die Hurrarufe für den König erklangen weiter, und Tag für Tag, bis spät in die Nacht hinein wogten Scharen von Menschen vor dem Schlosse auf und ab.

„Man kann nicht wissen, wie die Würfel fallen werden,“ äußerte der bayerische Kriegsminister; „aber so viel kann ich schon jetzt versichern: die Armee wird mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen!“

Innere Streitigkeiten glichen sich eine Zeitlang unter dem gemeinsamen Gefühle aus, das alle Parteien ergriffen hatte. —

Die Oberstkommandierenden durften sich jedoch nicht allzu großen Illusionen hingeben; und nicht so sehr auf Grund der militärischen Tüchtigkeit der Bayern, als vielmehr um der moralischen Stütze willen, die von diesem Lande ausging, priesen die preußischen Führer mit Bismarck an der Spitze König Ludwig.

Die süddeutschen Heerführer hatten sich während des Krieges von 1866 nicht als bedeutende Strategen erwiesen, und so wurde ihnen 1870 zwar die Führung wieder zuerteilt, indes erhielten sie preußische Generäle als Chefs ihres Generalstabes beigegeben.

Das Oberkommando über das süddeutsche Heer zu übernehmen, erhielt der Kronprinz von Preußen Befehl; aber daß Friedrich nicht ohne Unruhe war, geht aus folgendem Ausspruche in seinem Tagebuche hervor: „Es ist eine schwierige Aufgabe für mich, mit Truppen gegen die Franzosen zu kämpfen, die uns Preußen nicht leiden mögen, und die nicht in unserer Schule ausgebildet sind.“

Auf dem Wege zur Armee stattete er den Bundesfürsten, deren Truppen er führen sollte, einen Besuch ab und reiste deshalb erst nach München, von da nach Stuttgart und Karlsruhe.

Auf allen Stationen, wo der Zug hielt, wurde ihm ein festlicher Empfang bereitet. Ludwig der Zweite selbst reiste ihm ein Stück entgegen, und die beiden Fürsten begrüßten einander herzlich. Zusammen mit dem Könige und Prinz Otto fuhr der Kronprinz in offenem Wagen durch die Hauptstadt Bayerns, wo Tücherschwenken und Hurraufe sie begleiteten.

Am Abende begab sich der König mit seinem Gaste ins Hoftheater, das „Wallensteins Lager“ aufführte, und Begeisterungsrufe erfüllten das Haus, als sich der Kronprinz an Ludwigs Seite zeigte. Auch die Königin-Mutter, die das Theater fast niemals besuchte, hatte sich eingefunden.

Als der Vorhang aufging, sprach der Schauspieler Pörsart einen Prolog, der mit den Worten schloß:

„Denn was im Drange der Gefahr aufs neue
Ein edles Fürstenpaar zum Kampf vereint,
Das Königswort, es heißet: Treu' um Treue!
Mit diesem Feldgeschrei verjagt den Feind!
Heil! Dreifach Heil dem hohen Fürstenpaar,
Dem Deutschlands alte Treue heilig war!“

Bei den Worten „Treu' um Treue“ und „Heil, dreifach Heil!“ ging eine lebhafte Bewegung durch das ganze Theater; alle waren tief gerührt.

Der König von Bayern trat mit seinem Gaste vor; beide reichten einander die Hände und besiegelten vor den Augen der Menge feierlich ihren Bund.

In diesem unbeschreiblichen Augenblicke stieg die Wärme der Volksstimmung zu einem Sturme von Jubel.

Von dem Ernste der Stunde ergriffen, standen die Fürsten Hand in Hand.

drei-
ganze
vor;
den
ärme
Für-

16.

Während des Krieges. — Proklamation des deutschen Kaiserreiches.

Die blau-weißen bayrischen und die schwarz-weißen preußischen Fahnen wehten nebeneinander in den Straßen, als der Kronprinz an demselben Abende weiter reiste. König Ludwig begleitete ihn nach dem Bahnhofe; Prinz Otto und Prinz Luitpold aber folgten ihm in den Krieg.

Niemals hatte sich Ludwig von seinem Volke mehr geliebt gefühlt, niemals war ihm von ganz Deutschland größere Hochachtung gezollt worden als damals.

Aber die Forderungen, die in dieser Zeit an seine Arbeitskraft gestellt worden waren, die repräsentativen Pflichten, denen er sich nicht hatte entziehen können, hatten ihn überanstrengt. Seine psychischen Leiden beherrschten ihn in einem solchen Grade, daß es ihm nicht nur unmöglich erschien, nach dem Kriegsschauplatz zu ziehen, sondern daß er es nicht einmal ertrug, länger in seiner Hauptstadt zu bleiben.

Die großen Siege, die dann Schlag auf Schlag folgten, weckten die größte Freude bei seinem Volke; aber er, der nicht mit im Felde war, empfand die Freudenbotschaften fast wie einen Vorwurf. Er war nicht Herr über seine Stimmungen, und die Jubelrufe der Menge, die ihn den einen Tag befriedigten, mißfielen ihm und peinigten ihn am nächsten Tage.

Am 1. September kam er von Berg nach München. Am Tage darauf stattete er einer russischen Großfürstin einen Besuch ab, die sich auf der Durchreise in seiner Hauptstadt befand.

Es war der Sedantag.

Die Nachricht, daß sich das französische Heer ergeben habe und daß Napoleon ein Gefangener sei, erreichte ihn am folgenden Morgen. Der Sieg wurde überall gefeiert; denn man nahm allgemein an, daß nunmehr der Friedensschluß nahe bevorstände.

In den Städten und Dörfern Bayerns fanden Illuminationen statt, wehten die Fahnen, spielte die Musik und war alles mit Blumen geschmückt. Nur das Oberhaupt des Landes teilte die allgemeine Freude nicht, und trotz der warmen Vorstellungen seines Kabinettschefs und seines Adjutanten war Ludwig nicht zu bewegen, am 3. September in München zu bleiben. Er sagte zu seinem Minister: „Da es weder ein deutsches Kaiserreich noch eine deutsche Republik, da es bis jetzt auch keinen deutschen Bund gibt, so wünsche ich, daß nur bayrische oder, noch besser, gar keine Flaggen an den Regierungsgebäuden ausgehängt werden.“

Und dann kehrte er in seine Einsamkeit zurück.

Der Volksaufzug, welcher an demselben Abende an dem königlichen Schlosse vorbeidefilierte, grüßte die Königin-Witwe, die am Fenster stand, mit lebhaften Hurrarufen; aber es schmerzte alle Parteien, daß der Monarch ihre Huldigung an diesem Tage verschmähte. —

Gleich nachdem der Kronprinz von Preußen aus München abgereist war, hatte er einen Brief von Ludwig empfangen, in welchem dieser den Wunsch ausdrückte, daß „die Selbständigkeit Bayerns bei dem Friedensschlusse respektiert werden möge“.

Die Handschrift war häßlich, und die Zeilen waren schief; aber der Inhalt zeugte von Ludwigs warmer Vaterlandsliebe.

Der Brief verfehlte indes seine Wirkung auf Friedrich.

Wie liebenswürdig der König auch gegen den Kronprinzen von Preußen während seines kurzen Besuches gewesen war, so war der Eindruck, den sein Gast empfangen hatte, doch kein durchaus günstiger. Im April 1868 hatte Friedrich ihn auf einer Reise nach Italien besucht und sich in seiner Gesellschaft wohl gefühlt; jetzt war er „entsetzt über die Veränderung, welche zwei Jahre bewirkt hatten.“ Er notierte in sein Tagebuch, daß Ludwig den Eindruck erwecke, als ob er sehr nervös sei, daß seine Schönheit geschwunden sei, und daß er einen seiner Vorderzähne verloren habe.

Der junge König wußte, daß man Vergleiche zwischen ihm und dem Könige von Preußen anstellte, der an der Spitze seines Heeres stand, und er konnte sich unmöglich dem Gedanken verschließen, daß dieser Vergleich nicht zum Vortheile für ihn ausfiel, der sich verbarg und sich der Liebe des Volkes entzog.

Gute und schlimme Gefühle kämpften in seiner Seele um die Herrschaft. Er war ein treuer und ehrlicher Bundesgenosse; nach dem Siege bei Metz beglückwünschte er den König von Preußen als „Wilhelm den Siegreichen“; und dem Kronprinzen sandte er den Max Josephs-Orden. Aber er gab seinen Ministern widersprechende Befehle, wo es Verhandlungen mit Preußen galt. Und obwohl seine Mutter eine Hohenzollern war, neigten sich seine persönlichen Sympathien keineswegs diesem Hause zu.

Unterdes war der deutsche Kaisergedanke aufgetaucht, und im Hauptquartiere zu Versailles sprach man davon,

daß man ein deutsches Reich errichten, und daß König Wilhelm Kaiser werden müsse. Das war das Ziel der Bestrebungen sowohl Bismarcks wie des Kronprinzen von Preußen. Was indes die Einzelheiten anlangte, so gingen ihre Anschauungen noch weit auseinander.

Friedrich wünschte einen deutschen Einheitsstaat, in dem er sich den Kaiser von verantwortlichen Reichsministern umgeben dachte. Die übrigen deutschen Fürsten sollten natürlich auch in Zukunft innerhalb der Grenzen ihrer Gebiete herrschen; aber ihre Macht sollte bedeutend beschränkt werden, und diejenigen, welche nicht freiwillig Opfer für das gesamte Vaterland bringen wollten, sollten mit Gewalt dazu gezwungen werden.

Der Kanzler dagegen fand, daß man die anderen Fürsten soweit wie möglich schonen müsse, und daß sie ihre Rechte behalten müßten. Er wünschte sehr, daß das Kaiserreich aus einem freien Entschlusse von ihrer Seite hervorginge, und oft genug sagte er*): „Wenn doch nur die Süddeutschen den entscheidenden Schritt tun wollten!“

Der König von Preußen hatte bis zum letzten Augenblicke nur wenig Lust, die Kaiserkrone anzunehmen; sollte sich dies indes als notwendig erweisen, so wünschte er, daß es nach einer Aufforderung von seiten des Königs von Bayern geschehen möge.

Ludwig wurde dringend eingeladen, nach Versailles zu kommen; und obwohl er sich kurz vorher durch einen Sturz vom Pferde eine schwere Verrenkung des Knöchels zugezogen hatte, dachte er wirklich einen Augenblick lang daran zu reisen.

*) Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ (Band II) und „Kaiser Friedrich in Versailles“ (Erinnerungen eines Diplomaten).

Bismarcks Sekretär Busch erzählt in seinen Erinnerungen, daß man sich am 11. Oktober mit dem Gedanken trug, einen Fürstentag zusammenzuberufen, und daß man hoffte, der König von Bayern werde eintreffen. Man sprach davon, die historischen Zimmer in Versailles zu seiner Verfügung zu stellen, da man glaubte, er würde diese Aufmerksamkeit zu schätzen wissen.

„Ich hätte nicht gedacht, daß ich jemals dazu kommen würde, die Rolle eines Haushofmeisters im Trianon zu spielen,“ sagte Bismarck. „Wenn nun der König bloß kommen wollte!“

Aber der König kam nicht.

Am 19. Oktober reisten die württembergischen, hessischen und badischen Minister nach Versailles; und am 20. Oktober sandte der bayrische Herrscher seine Minister Bray, Brannsch und Lutz nach dem Hauptquartiere.

Es sah anfangs aus, als ob die Unterhandlungen von Erfolg gekrönt sein sollten, und der Wunsch, daß Süddeutschland König Wilhelm die Kaiserkrone anbieten möchte, schien sich seiner Erfüllung zu nähern. Die Führer der nationalen Partei entwickelten eine rastlose Tätigkeit; große Volksversammlungen faßten Beschlüsse, die auf dasselbe hinausgingen, und auch die Presse sprach sich warm für ein deutsches Kaiserreich aus.

Der Eifer war am größten in Preußen und Baden; aber er verbreitete sich von Land zu Land.

Am 6. November fanden Verhandlungen zwischen den preußischen und den württembergischen, den hessischen und den badischen Ministern statt, während die bayrischen Minister nicht eingeladen worden waren, daran teilzunehmen, weil man sich noch nicht mit ihnen hatte einigen können.

Das reizte Ludwig auf.

„Warum trifft man eine Übereinkunft mit Württemberg, Baden und Hessen und erst später mit meiner Regierung!“ rief er unwillig aus.

Er war des Thrones und der europäischen Politik müde. In seiner Nervengereiztheit verlangte er, daß Prinz Otto sofort den Kriegsschauplatz verlasse, und erwartete seine Ankunft in Hohenschwangau mit Ungeduld.

„Ich betrachte meinen Bruder als König,“ äußerte er zu seiner Umgebung. „Es hängt nur an einem einzigen dünnen Faden, so wird es heißen: ‚Le Roi Louis II est mort, vive le Roi Othon I!‘“

Am 5. November traf der Prinz ein; nicht ohne Lebensgefahr war er Tag und Nacht gereist, um den Wunsch seines Bruders zu erfüllen.

Der König sprach viel und heftig mit ihm wegen seines Thronverzichtes; aber Otto widersprach ihm auf die lebenswürdigste Weise. Er bat um die Erlaubnis, nach Versailles zurückkehren zu dürfen, konnte die Einwilligung des Monarchen hierzu aber erst erhalten, als der Friedensschluß sich näherte.

Was den Thronverzicht anlangt, so änderte Ludwig seinen Entschluß gar bald.

„Denken Sie sich nur,“ sagte er kurz nachher zu einem Herrn, der zu seiner Umgebung gehörte, „Graf B. glaubt wirklich auch, daß ich im Ernste daran denke, dem Throne zu entsagen.“

Er schärfte mehreren einflußreichen Persönlichkeiten ein, sie „sollten alles aufbieten, damit diese Gerüchte endlich verstummen.“*)

*) Louise von Kobell: „König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870.“

Am 15. November hatte man sich mit Baden und Hessen geeinigt, und die Übereinkunft mit Württemberg schien gleichfalls nahe bevorstehend. Aber plötzlich wurden von München aus Schritte getan, welche die Regierung in Stuttgart veranlaßten, eine abwartende Haltung einzunehmen, worauf die württembergischen Unterhändler ein Telegramm erhielten, daß sie „mit ihren bayrischen Kollegen Hand in Hand gehen sollten.“

Man hat später erfahren, daß dieser Umschlag der Stimmung Intrigen von seiten des österreichischen Reichskanzlers Graf Beust zuzuschreiben war, der zu diesem Zeitpunkte einen Besuch in München abstattete, und der immer ein Feind Preußens gewesen war.*)

Ludwig machte eifrige Anstrengungen, die Unabhängigkeit seines Landes zu wahren. Bei den Verhandlungen verlangte er nicht nur Souveränität hinsichtlich der inneren Verwaltung, sondern er hielt zugleich daran fest, daß Bayern ein selbständiges Militärwesen und seine eigene Vertretung nach außen hin behalten müsse. Und da er nicht einen Zoll breit hiervon abweichen wollte, so stand die Frage der Errichtung des deutschen Reiches eine Zeitlang auf einem außerordentlich kritischen Punkte.

Der Kronprinz von Preußen war zornentbrannt, daß sich die Entscheidung der Angelegenheit so lange hinschleppte, und wünschte den Widerstand Bayerns durch eine energische Haltung zu brechen. Bismarck riet indes zu einem rücksichtsvollen Auftreten, indem er sagte: „Wenn die bayrischen Truppen voller Aufopferung mit Preußen gegen Frankreich gekämpft haben, dann darf Preußen ihrem Vaterlande keinen Zwang auferlegen.“

*) Professor Dr. Otto J. W. Richter: „Kaiser Friedrich III.“

Der Großherzog von Baden war selbst nach dem Hauptquartier gekommen und schickte einen seiner vertrauten Freunde nach München, um Ludwig zu der Reise nach Versailles zu überreden. Die bayrischen Minister strengten sich nicht weniger an, ihn zu dem Entschluß zu bewegen.

„Ich weiß wohl, daß es in mancherlei Hinsicht ratsam sein würde, wenn ich diese Reise unternähme,“ sagte der König, „und es versteht sich von selbst, daß sie auch politische Vorteile bringen würde; aber ich fühle mich zu leidend. Die Reise hängt außerdem von den gewünschten Garantien ab, ohne die ich nicht reise. Dabei bleibt es, — das ist mein Wille!“

„Ludwig kommt nicht nach Versailles, erstens weil er nicht mehr reiten kann, ohne daß es ihm Beschwerde bereitet, und zweitens weil er nicht die zweite Violine spielen mag,“ schrieb Bismarcks Sekretär Busch in sein Tagebuch.

Niemand konnte leugnen, daß Ludwig durch die Schnelligkeit, mit der er sein Heer zu mobilisieren beschloß, Preußen einen unschätzbaren Dienst erwiesen hatte, und daher glaubte er auch, daß er Anspruch auf einen Gegendienst erheben könne.

Einer seiner Wünsche bestand darin, die Grenzen seines Landes zu erweitern. Er ließ deshalb anfragen, ob nicht die badische Pfalz, die in alter Zeit den bayrischen Kurfürsten gehört hatte, Bayern dagegen zugestanden werden könnte, daß Baden in einem Teile von Elsaß-Lothringen Ersatz erhielte. Hierauf antwortete jedoch Bismarck bestimmt, daß „Baden ein noli me tangere sei, und daß weder König Wilhelm noch der Großherzog von Baden jemals hierauf eingehen würden“.

Am Abend des 23. November hatte Bismarck wiederum eine Zusammenkunft mit den bayrischen Ministern, und endlich gelangte man zu einer Einigung.

Als die Minister ihn nach zehn Uhr verlassen hatten, sagte er zufrieden: „Die deutsche Einigkeit ist eine vollendete Tatsache, und der ‚Kaiser‘ auch. Das ist ein Ereignis! — Die Übereinkunft hat ihre Mängel; aber so wie sie ist, ist sie haltbarer. Ich halte sie für das Wichtigste, was wir in diesem Jahre erreicht haben. Was den ‚Kaiser‘ anlangt, so habe ich ihn bei den Verhandlungen annehmbarer gemacht, indem ich den Ministern vorstellte, daß es für ihren König bequemer und leichter sein dürfte, dem deutschen Kaiser gewisse Rechte einzuräumen, als diese dem Nachbar-könige von Preußen zuzugestehen.“

Ludwig machte noch eine letzte Anstrengung, seine Position zu behaupten. Er stellte die Forderung, daß die Könige von Bayern und Preußen die Kaiserkrone abwechselnd tragen sollten; und Prinz Luitpold wurde veranlaßt, diesen Vorschlag anzudeuten. Aber Bismarck verwarf ihn durchaus, indem er bemerkte: „Der König von Bayern lebt in der Welt der Träume!“

Der preußische Staatsmann hütete sich freilich, dies König Ludwig direkt auszusprechen, er schrieb ihm vielmehr einen langen und in der Form äußerst ergebenen Brief, in dem er betonte, wie notwendig es sei, daß die Kaiserkrone dem Könige von Preußen angeboten würde, und daß es dem Herrscher Bayerns zükäme, den entscheidenden Schritt zu tun. Wenn dieser den Vorschlag nicht machen wolle, so würden es die Fürsten der kleineren Staaten tun; und in diesem Falle könne sich Ludwig nicht weigern, den anderen zu folgen.

Der Nachkomme des tausendjährigen Hauses Wittelsbach, der drei Kaiser unter seinen Vorfahren zählte, beugte sich denn auch vor der Macht der Notwendigkeit. Er telegraphierte seinem Minister Graf Bray, er solle Bismarck mitteilen, daß Graf Holnstein in drei Tagen in Versailles eintreffen würde, um über Einzelheiten betreffs der Angelegenheit mit ihm zu verhandeln.

„Dann erst“ — äußerte er — „bin ich imstande, einen endgültigen Entschluß zu fassen.“

Holnstein machte sich eiligst auf den Weg. Ohne eine Minute zu versäumen, suchte er Bismarck auf und richtete seinen Auftrag aus, worauf er ohne Aufenthalt nach Hohen schwangau zurückkehrte.

Ludwig lag, von Zahnschmerz gequält, zu Bette und wollte nicht gestört sein; aber der Graf verstand es, ihn doch noch zu einer Audienz zu bewegen.

Er brachte zwei versiegelte Kuverts mit: das eine enthielt eine erneute Aufforderung, König Wilhelm die Kaiserkrone anzubieten; der Inhalt des anderen aber war ein von Bismarck verfaßter Entwurf zu einem Schreiben des Königs von Bayern, in dem dies geschah.

Das Ansuchen wurde günstig aufgenommen, und Ludwig beschloß sofort, den Intentionen des preußischen Staatsmannes zu folgen.

Mit eigener Hand schrieb er den Brief nieder, der Deutschland in ein Kaiserreich verwandelte.

Graf Holnstein begab sich darauf nach München, um nach dem Befehle des Königs mit dem Kabinettssekretär Eisehart zu reden, den er im Residenztheater traf. Er überbrachte ihm den erwähnten Brief Ludwigs an den König von Preußen sowie einen an ihn selbst, in dem sein Herr anfragte, ob er sich imstande sähe, ein anderes Schreiben

zu verfassen, das unter den obwaltenden Umständen passender sei, wobei der König Eishart freie Hand gab, seinen eigenen Brief unabgesandt zu lassen.

Der Kabinettssekretär ließ Ludwigs Brief jedoch ohne Änderungen weitergehen, und so machte sich Holnstein unverzüglich wieder auf den Weg nach Versailles.

Ludwigs ausdrücklichem Befehle zufolge ward sein Schreiben dem Könige von Preußen von Prinz Luitpold überreicht.

Große Begeisterung herrschte in ganz Deutschland. Man wußte, daß der junge König von Bayern es gewesen war, der das rechte Wort in der rechten Stunde gesprochen, und nur die Eingeweihten ahnten, daß die Entscheidung schließlich unter Druck und nach längerem Schwanken gefallen war.

Es gab kaum ein Festessen, und keine politische Versammlung fand statt, wo man nicht unter Jubel das Wohl „Ludwigs des Deutschen“ ausgebracht hätte.

Die größte Freude aber herrschte im Hauptquartiere, und sowohl Bismarck wie der König von Preußen sprachen sich in den aner kennendsten Worten über den Herrscher Bayerns aus.

Am 18. Januar 1871 sollte die Kaiserproklamation in Versailles stattfinden.

Drei Tage vorher ließ der zukünftige Kaiser den Hofprediger zu sich rufen. Er sprach mit ihm über die idealen Anschauungen Ludwigs des Zweiten und fügte hinzu, daß „was seine Eigenschaften sonst auch sein möchten, man ihn aufs allerhöchste schätzen müsse.“

Bei einer festlichen Zusammenkunft erhob sich Bismarck und hielt folgende Rede: „Ich trinke auf das Wohl Sr. Majestät des Königs von Bayern, auf das Blühen seiner tausendjährigen Dynastie! Ich kann nur wiederholen, daß,

solange ich etwas zu sagen habe, niemals ein Schritt geschehen soll, der Bayern in seiner rechtmäßigen Stellung verwunde. Se. Majestät der König wird in mir, solange ich lebe, einen ebenso ergebenen Diener finden, als ob er noch mein Lehensherr sei.“*)

*) Kaiser Ludwig der Bayer belehnte 1323 seinen Sohn mit der Mark Brandenburg. Brandenburg blieb unter der Herrschaft der Wittelsbacher bis 1373, wo Otto V. es an Kaiser Karl IV. abtrat. — Bismarck erwähnt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ das besondere Wohlwollen, das die bayrische Dynastie seinen Vorfahren bewiesen habe.

17.

**Die bairischen Truppen kehren nach München zurück. —
König Ludwig und der Kronprinz von Preußen.**

Der Krieg war zu Ende und der Friede geschlossen. Ein großes deutsches Reich war wiedererrichtet, und Deutschland hatte einen Kaiser erhalten — einen Kaiser in der Person des Königs von Preußen.

Mit der letztgenannten Tatsache war das Wesen des neuen Kaiserreiches bezeichnet: Preußen übernahm die Führung!

Die übrigen vierundzwanzig Staaten sollten allerdings bei der Entscheidung der gemeinsamen Angelegenheiten des Reiches nicht ohne Stimme sein, ebenso wie jeder einzelne in seinen eigenen Angelegenheiten eine bestimmte Selbständigkeit behalten sollte; aber Preußen war und blieb der Staat, der den Gang der Begebenheiten leitete, — der Schwerpunkt, der das Gleichgewicht hielt.

Dank der Hartnäckigkeit Ludwigs des Zweiten hatte sein Land formell jedoch eine Sonderstellung erhalten. Die neue Reichsverfassung gewährleistete Bayern in einem eigenen Paragraphen*) das Recht auf alle die Machtvollkommenheiten, die man als Attribute der nationalen Selbständigkeit betrachtet: es behielt z. B. sein eigenes Kriegsministerium und Militärwesen, seinen eigenen Minister des Auseren und die Berechtigung, sich eigene Gesandte und Konsuln zu halten. Und damit war eine gewisse Souveränität gewahrt.

*) Die sogenannte bayrische Klausel.

Aber Ludwigs brennender Wunsch, die Grenzen seines Reiches erweitert zu sehen, war nicht in Erfüllung gegangen, und ebendieser Umstand gab von seiner Seite Anlaß zu mancherlei Mißstimmung gegen das preußische Königshaus.

Am 16. Juli 1871 sollten die heimkehrenden Truppen ihren Einzug in München halten. Die Stadt war so überfüllt, daß eine Menge Zugereister unter freiem Himmel oder in ihren Wagen hatte übernachten müssen; und kaum war der Morgen angebrochen, als man die Leute schon eilen sah, sich Plätze zu sichern.

Alle erwarteten mit Spannung den Augenblick, der die Angehörigen und Freunde zurückbringen sollte, die man während des nun beendigten Krieges so schmerzlich vermißt hatte.

Turner und Feuerwehrmannschaften rückten mit klingendem Spiele ein, um die Straßen offen zu halten; kurz danach zogen die Studenten auf, mit ihren bunten Schärpen über den Schultern; ferner die Künstler mit grünen Zweigen auf den Hüften, dann mit ihren Fahnen die Schützengesellschaften und Vereine, die alle die Aufgabe hatten, Spalier für die Krieger zu bilden oder die Feststimmung durch Gesang zu erhöhen.

Die Sonne sandte ihre warmen Strahlen über die Hauptstadt, und immer lebendiger wurde es auf den Straßen. Dazu läuteten die Glocken von allen Kirchen, und Salutschüsse dröhnten.

Dem Programme zufolge sollte der König um neun Uhr die Revue abhalten; aber schon lange vor dieser Zeit waren die Tribünen überfüllt.

Da fiel eine festliche Stille über alle, und Väter und Mütter nahmen ihre Kleinen auf den Arm, damit ihnen von dem denkwürdigen Schauspiel nichts verloren ginge.

Majestätisch schön ritt Ludwig der Zweite, von einem glänzenden Gefolge begleitet, in scharfem Trabe vom Siegestore nach dem Standbilde Ludwigs des Ersten, wo die Truppen an ihm vorüberdefilieren sollten, und die Hurrarufe von Tausenden begrüßten ihn.

Auf der Hoftribüne hatten die weiblichen Mitglieder der königlichen Familie Platz genommen.

Weit unten am Siegestore erblickte man die blau-weißen Fahnen der Chevaulegers, die näher und näher kamen; der Generalinspektor der Armee, Prinz Svitpold, ritt zwischen seinen Adjutanten und Offizieren und nickte den begeisterten Massen freundlich zu; laute Willkommenrufe aber begrüßten den Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen, der jetzt dahergeritten kam.

Der Oberbürgermeister der Stadt hielt eine Ansprache an ihn, die er freundlich beantwortete, worauf drei junge Mädchen dem Sieger von Wörth einen Lorbeerfranz überreichten.

Kingsum herrschte tiefe Stille während der Rede; aber gleich darauf brach die Begeisterung wieder los, und als der Kronprinz seinen Ritt fortsetzte, wurde er aus allen Fenstern mit Blumen überschüttet.

Auf dem Odeonplatze ritt er an König Ludwigs rechte Seite, und hier hielten beide zu Pferde, während die Soldaten an ihnen vorüberdefilierten.

Der Kronprinz war der Führer der Krieger gewesen, der Gefahr und Not mit ihnen geteilt hatte; Ludwig aber war ihr eigener geliebter König — und beiden jubelten sie in gleich herzlicher Weise zu.

Aber Friedrich hatte im Kriege Lorbeeren geerntet und war der Erbe einer Kaiserkrone geworden, während Ludwig ein kranker Mann war, der der Huldbigung, die man seinem Vetter erwies, eifersüchtig und mißtrauisch gegenüberstand.

Der Einzug dauerte vier Stunden lang und war erst nach ein Uhr zu Ende.

Später fand im Schlosse Mittagstafel statt, wobei der Hof seinen ganzen Glanz entfaltete.

Der König trank auf das Wohl des Heeres und seines ruhmgekrönten Führers; darauf brachte der Kronprinz in einer längeren Rede das Wohl Ludwigs aus.

Um sieben Uhr ward die Tafel aufgehoben, und der Hof sowie die Offiziere, Soldaten und Zivilpersonen, die der Kriegsminister eingeladen hatte, begaben sich zur Galavorstellung in das königliche Theater, wo man Paul Heyfes „Der Friede“ aufführte.

Die heimgekehrten Krieger und die Bürger und Bürgerinnen der Hauptstadt vergnügten sich bis spät in die Nacht hinein und an dem folgenden Tage aufs beste, und unaufhaltfam rief man Hurra für den König, für den Kronprinzen von Preußen und für alle, die gekämpft und gesiegt hatten.

Die Militärmusik, die man so lange hatte entbehren müssen, erscholl zum erstenmal wieder in der großen Feldherrenhalle; Vaterlandslieder klangen von den Tribünen auf dem Odeonplatze; die Häuser waren illuminiert, und alles war entzückt von den wohl gelungenen Festlichkeiten und von der Freundschaft zwischen dem Könige und dem deutschen Kronprinzen, die man als ein gutes Vorzeichen für das neue Bündnis betrachten durfte.

Am folgenden Tage unternahm die königliche Familie mit ihrem Gaste einen Ausflug nach der Roseninsel, wo die Rosen in voller Blüte standen.*)

*) Näheres über die „Roseninsel“ siehe in Clara Tschudis „Kaiserin Elisabeth“ (Neclams Univ.-Bibl. Nr. 4241/42).

Ludwig hegte den Wunsch, Friedrich zu ehren und ihm eine Freude zu bereiten, und als sie daher am Nachmittage zusammen einen Spaziergang unternahmen, bat er ihn um die Erlaubnis, ihm eines seiner Chevaulegers-Regimenter verleihen zu dürfen. Der Kronprinz jedoch antwortete, daß es von der Erlaubnis des Kaisers abhinge, ob er dieses Anerbieten annehmen könne, und fügte lächelnd hinzu: „Ich weiß nicht, ob die schlanke Uniform zu meiner starken Figur paßt!“

Der König nahm diese Bemerkung indes übel und hat dies auch später mehreren Personen gegenüber ausgesprochen. Kein Wunder, daß er deshalb nach der Rückkehr von der Roseninsel seinem Kabinettssekretär mittheilte, daß er sich unter keiner Bedingung bei dem am folgenden Abende im Glaspalaste stattfindenden Militärbankett zu zeigen beabsichtige.

Dieses Bankett, zu dem neuhundert Einladungen ergangen waren, und das den Glanzpunkt der Festtage bilden sollte, war zu Friedrichs Ehren veranstaltet, sollte gleichzeitig aber auch ein Ehrenfest für die bayrischen Krieger sein.

Der Kabinettssekretär sandte ein Schreiben an Se. Majestät, in dem er Ludwig in tiefster Ehrerbietung zu überreden suchte, sich wenigstens einige Minuten zu zeigen, und in dem er bemerkte, daß sein Ausbleiben eine weitgehende politische Bedeutung erhalten könne. In beredten Worten schilderte er dabei zugleich die Freude, die der Monarch seinen treuen und tapferen Vaterlandsverteidigern bereiten würde, wenn er ihnen die Ehre erwiese, ihr Tischgenosse zu sein.

Ludwig jedoch ließ antworten, daß er Ruhe brauche, was indes immer noch die Hoffnung nicht ausschloß, daß

er sich möglicherweise noch im letzten Augenblicke einfinden würde.

Aber das Fest fand ohne ihn statt.

Kurz vor neun Uhr kam Kronprinz Friedrich mit seinem Gefolge. Das bayrische Königshaus war durch die meisten seiner Prinzen vertreten; aber die Abwesenheit des Königs rief eine peinliche Mißstimmung hervor. —

Um vier Uhr am nächsten Morgen erwachte die Gemahlin des Kabinettssekretärs*) darüber, daß sie in dem sonst so stillen Schloßhofs Pferdegetrappel hörte; und als sie ans Fenster sprang, sah sie die königliche Equipage angespannt stehen, in die Ludwig eben einstieg. Gleich darauf rollte der Wagen im schnellsten Trabe in der frühen Morgenstunde nach dem Schlosse Berg davon. Vier Stunden später aber überbrachte ein königlicher Diener dem Kabinettssekretär den Befehl Sr. Majestät, sich auf Berg einzufinden und ihm dort Vortrag zu halten.

Der Kronprinz von Preußen jedoch verließ die Hauptstadt Bayerns an demselben Vormittage nach einem herzlichen Abschiede von den königlichen Prinzen, die sich alle auf dem Bahnhofe eingefunden hatten, um ihm Lebewohl zu sagen.

*) Louise geb. von Kobell, aus deren Erinnerungen diese Einzelheiten geschöpft sind.

18.

Besuch Kaiser Wilhelms. — Ludwig zieht sich mehr und mehr von der Welt zurück.

Obwohl Ludwig der Zweite und der Kronprinz von Deutschland gegenseitig unzufrieden miteinander gewesen waren, traf, kaum nachdem Friedrich die bayrische Hauptstadt verlassen hatte, die Mitteilung ein, daß sein Vater, der alte Kaiser, den König selbst zu begrüßen wünsche.

Ludwig sah bei seiner Eigenart dem angekündigten Besuche im Grunde seines Herzens jedenfalls nicht mit besonderer Freude entgegen, empfing jedoch seinen Gast auf bayrischem Grund und Boden mit aller Auszeichnung und Liebenswürdigkeit, die man nur wünschen konnte.

Auch sein Volk bereitete dem Kaiser einen herzlichen Willkommen. Unter Jubel fuhren die beiden Monarchen zusammen in Regensburg ein, wo im Hotel „Zum goldenen Kreuze“ ein Festmahl stattfand.

Im Gegensatze zu den Vorkommnissen beim Besuche des Kronprinzen verlief die Zusammenkunft zwischen dem jungen Könige und dem greisen Kaiser auf das befriedigendste, und auch nicht der leiseste Schatten irgendwelcher Mißstimmung war zu spüren.

Ludwig kehrte noch an demselben Abende nach Berg zurück; der Kaiser aber verblieb die Nacht über in dem Hotel und setzte am nächsten Morgen seine Reise nach Gastein fort, wo er eine Badefur gebrauchen wollte.

Auf dem Rückwege war er wiederum bei der königlichen Familie in Bayern zu Gaste.

Der Besuch galt diesmal seiner Cousine, der Königin-Witwe, die sich damals auf Hohenschwangau aufhielt und ihn dort mit ihren beiden Söhnen empfing.

Das Wetter war herrlich. Am Abende wurde das malerisch gelegene Schloß glänzend illuminiert, und es herrschte eine heitere und herzliche Stimmung zwischen den nahen Verwandten. Wilhelm blieb bis zum nächsten Tage auf dem Schlosse, und Ludwig und der Kaiser sprachen lange vertraulich zusammen, um sich schließlich unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen von einander zu trennen.

Diese Fürstenzusammenkunft wurde in der gesamten europäischen Presse besprochen.

„Nun ist König Ludwig an der Reihe, einen Gegenbesuch in Berlin abzustatten,“ sagte einer der Freunde des Rabinettssekretärs Eisehart.

„Ich glaube, der König hat wenig Freude an solch offiziellen Reisen,“ bemerkte Eisehart.

„Auch nicht nötig,“ antwortete sein Freund; „denn nach dem, was ich neulich in Berlin gehört habe, erwartet der Kaiser gar keinen Gegenbesuch. Er legt bei dem Könige von Bayern in Anbetracht der Opfer, die König Ludwig für Preußen gebracht hat, einen ganz anderen Maßstab an als an die anderen deutschen Fürsten. Der Kronprinz freilich soll anderer Meinung sein, und wenn er einmal den Thron besteigt, wird er es gewiß auch zeigen!“*)

*) Louise von Kobell: „Unter den vier ersten Königen Bayerns.“ (Zweiter Teil, Seite 158—159.)

Kaiser Wilhelm war einer der wenigen Fürsten, der zu wiederholten Malen Anlaß fand, Ludwig den Zweiten zu sehen und mit ihm zu sprechen.

In der Regel entzog sich Ludwig nämlich den Besuchen seiner Standesgenossen. Eine Menge königlicher Personen kam während seiner Regierungszeit nach München, von denen die allermeisten ihn zu begrüßen wünschten; aber meist schützte er das eine oder andere Unwohlsein vor, daß er nicht das Vergnügen haben könne, die hohen Reisenden zu empfangen.

So bekamen der König und die Königin von Sachsen, die Königin von Württemberg, der Kaiser und die Kaiserin von Brasilien und viele andere Fürsten und Fürstinnen ihn nicht zu sehen; und selbst vor dem Kaiser von Osterreich, der seine Verwandten in Bayern fast jedes Jahr besuchte, pflegte er sich trotz des Freundschaftsverhältnisses, in dem er zur Kaiserin Elisabeth stand, nicht zu zeigen.

Man würde Ludwig indes sicher unrecht tun, wenn man davon ausginge, daß seine Kränklichkeit nur ein Vorwand gewesen sei, um den Besuchern zu entgehen; denn in Wirklichkeit war er sowohl an Seele wie an Körper matt und krank; er litt an Schlaflosigkeit und klagte ununterbrochen über heftige Schmerzen im Hinterkopfe.

In zunehmendem Grade begann er seine Hauptstadt zu scheuen. Der Lärm auf den Straßen, die Neugierde der Menschen, die Stätte der Königsgräber, die er von den Fenstern des Schlosses aus vor Augen hatte, — alles peinigte ihn! Er ging in München fast niemals zu Fuße; und wenn er in den Englischen Garten spazieren fuhr, saß er, den Blicken der Menge verborgen, weit in einem geschlossenen Wagen zurückgelehnt.

Gleichwohl blieb er populär.

Aber selbst die Hulbigung des Volkes tat ihm oft weh, und nicht selten pflegte er sich als ein „Ovationsoffer“ zu bezeichnen.

Hofbälle und Hoffeste waren ihm ein Greuel; und wenn er sich daran beteiligte, geschah es nur aus Pflicht. Um es zu vermeiden, die Gäste an der Tafel zu sehen, die ihm unsympathisch waren, befahl er, daß man Blumenvasen vor sie stellte.

Trotz des aufrichtigen Wunsches des Volkes und des Hofes, daß er in der Hauptstadt bliebe, konnte man ihn selbstverständlich nicht hindern, sich sein Leben nach seinem eigenen Geschmack einzurichten und den größten Teil seiner Zeit in den Bergen zuzubringen. Aber obgleich er die Einsamkeit aufsuchte und mehr und mehr in dieser versank, und obwohl er sie seiner schwachen Nerven wegen bisweilen gewiß auch nötig hatte, war er auf der anderen Seite doch nur wenig danach geartet, allein zu leben.

Trotz seiner Einsiedlergelüste zeigte er nämlich einen immer wiederkehrenden Drang, mit seiner Umgebung über alles mögliche zu sprechen, was seine Gedanken beschäftigte; und seine Lakaien und Reitknechte mußten ihm sogar gelegentlich Neuigkeiten über die Bevölkerung in der Umgegend mitteilen.

Sein Verhältnis zu Richard Wagner zeigt, daß er treu in der Freundschaft sein konnte; meist jedoch war er unberechenbar in seinen Gefühlen. Er beurteilte einige Menschen kaltblütig; anderen gegenüber ließ er sich jedoch durch sein Temperament zur Ungerechtigkeit hinreißen. Von einzelnen ertrug er viel; der geringste Widerspruch konnte bei anderen genügen, um seine dauernde Ungnade hervorzurufen.

Sein Drang nach Einsamkeit wuchs nach und nach zu einer förmlichen Krankheit, und nicht selten sah man, daß er geradezu vor Menschen floh.

Mitte der siebziger Jahre feierte die Königin-Witwe ein Familienfest in dem früher erwähnten Schweizerhause „Pleckenau“, nicht weit von Hohenschwangau. Der König, Prinz Otto, ihre Adjutanten, die Oberhofmeisterin und zwei Hofdamen befanden sich bei ihr.

Die kleine Gesellschaft saß in vorzüglicher Laune bei Tische, als sich ein reitender Bote mit einem Telegramm vom Schlosse einfand, durch das der österreichische Erzherzog Rainer, der sich in Bregenz aufhielt, bei Ihrer Majestät anfragte, ob es gelegen sei, daß er ihr am folgenden Morgen einen Besuch abstatte.

Sie reichte das Telegramm dem Könige, der bleich ward, als er es las; und die Mißstimmung, die sich auf seinen Zügen ausprägte, wirkte auf die ganze Gesellschaft.

Ludwig erhob sich vom Tische und ging hinaus, während die anderen sitzen blieben. Ohne ein Wort zu sagen, kehrte er nach Hohenschwangau zurück, wo er sofort Befehl erteilte, daß man zwei Wagen instand setze und sich auf weitere Befehle einrichte. Die Vorbereitungen aber mußten in solcher Stille getroffen werden, daß niemand etwas davon ahnte.

Kurze Zeit später kehrten auch die Königin-Witwe, Prinz Otto und die Hofleute zurück, und bald ward es still in dem Gebäude.

Die Herren vom Hofe wohnten in einem Hause neben dem eigentlichen Schlosse. Die Zimmer des Königs lagen im zweiten Stocke, während seine Mutter und ihre Damen das erste Geschosß bewohnten. Nur indem er sich leise die Treppe hinabgab, konnte er den Schloßhof erreichen, ohne daß man ihn hörte.

Ludwig und seine Diener entschlüpfen denn auch unbemerkt, eilten nach dem Marstalle, der ein Stück entfernt liegt, und in fliegender Fahrt fuhr der König mitten in der

Nacht nach einem kleinen Dorfe in der Nähe, das er hin und wieder einmal zu besuchen pflegte.

Hier wirkte die Meldung von der Ankunft Sr. Majestät wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Der Posthalter, bei dem er abstieg, hatte gerade sämtliche Zimmer an eine Militärkommission abgegeben, und man mußte die Räume nun sofort frei zu machen suchen. Alle hatten sich schon zum Schlafe niedergelegt und mußten erst geweckt werden; ja der General hatte gerade nur noch Zeit, halb angekleidet hinauszustürzen, um auf der Treppe seinem Könige zu begegnen.

Um drei Uhr morgens begab sich Ludwig endlich zur Ruhe; aber trotz der Anwendung von Schlafmitteln gelang es ihm nicht, Ruhe zu finden.

Am nächsten Morgen erhielt er ein Telegramm mit der Mitteilung, daß der Erzherzog Rainer „nach einem halb-stündigen Besuche“ wieder abgefahren sei, und sofort ließ der König wieder anspannen.

Ein Frühstück, das er bestellt und mit achtzig Gulden bezahlt hatte, blieb völlig unberührt stehen, und mit derselben Schnelligkeit, mit der er Hohenschwangau verlassen hatte, kehrte er dorthin zurück.

Als ihn seine Mutter von ihrem Fenster aus willkommen hieß, rief er lachend zu ihr hinauf: „Diesem Besuche bin ich auf eine hübsche Weise aus dem Wege gegangen — nicht wahr?“

Und die Königin-Witwe mußte mitlachen, obwohl sie mit seiner Flucht durchaus nicht einverstanden war. —

Es ist begreiflich, daß seine zunehmende Scheu ein Gesprächsthema in allen Kreisen bildete.

Wir haben gehört, daß schon früher Gerüchte aufgetaucht waren, der König denke daran, dem Throne zu entsagen;



Prinz Otto von Bayern.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.

unf
bar

jede
We
wii
der
Die
dide
der
ihne
Bon

und diese Gerüchte erhielten Nahrung durch seine sonderbaren Launen und sein zurückgezogenes Leben.

Graf Holnstein schrieb bereits 1871 an Bismarck: „Vor jeder Audienz und Hofzeremonie trinkt der König starke Weine, und dann spricht er die sonderbarsten Dinge. Er wünscht abzudanken und die Krone Prinz Otto zu übergeben, der jedoch nicht das geringste Verlangen danach trägt. — — Die Ultramontanen wissen dies. Sie haben sich ihren Kandidaten für den Staatsrat ausersehen: den Prinzen Luitpold, der auch ihr Kandidat für den Thron ist. Vielleicht wird es ihnen glücken, seine Wahl durchzusetzen, trotz Prinz Ottos Vorrecht.“

19.

Die Geisteskrankheit Prinz Ottos. — Die krankhaften Stimmungen des Königs.

Der Wahnsinn hat im Hause Wittelsbach schlimm gewütet. Sind doch im Laufe eines Jahrhunderts über zwanzig Glieder des Geschlechtes von diesem Unglücke heimgesucht worden. *)

Die Söhne Maximilians des Zweiten waren mit starken neuropathischen Anlagen behaftet. Schon ihr Großvater war in hohem Grade exzentrisch gewesen, und eine Schwester des Königs Maximilian hielt sich längere Zeit in einer Heilanstalt für Geistesranke auf.

Die Eltern waren nahe miteinander verwandt. Sie standen beide in Verwandtschaft mit dem Fürstenhause in Hessen-Darmstadt, in dem ebenfalls Geisteskrankheit geherrscht hatte: Die beiden Großmütter der bayrischen Königin-Witwe waren hessische Prinzessinnen, und die Mutter Ludwigs des Ersten, welche jung starb, gehörte gleichfalls diesem Hause an, während seine Gemahlin die Enkelin einer Prinzessin von Darmstadt war.

Im Anfange des Jahres 1872 brachten die Zeitungen Notizen, daß Prinz Otto von Bayern leidend sei.

*) Siehe „Kaiserin Elisabeth“. (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 4241/42.)

In den fünfziger und sechziger Jahren war er noch ein Bild der Gesundheit. Immer war er heiter, lebhaft und liebenswürdig gewesen; und wo sich Ludwig zurückzog, war er den Menschen mit ausgestreckten Händen entgegengekommen.

Die harte, strenge Erziehung und die Schnelligkeit, mit der er aus fast unerträglichem Zwange in ungebundene Freiheit versetzt worden war, hatten indes mit dazu beigetragen, daß auch er sein geistiges Gleichgewicht verlor.

Raum zweiundzwanzig Jahre alt, war er (1870) dem Heere gefolgt, und wir wissen bereits, daß ihn der König, obgleich er im Felde zu verbleiben wünschte, nach Hohen- schwangau zurückgerufen hatte.

Diese Zurückberufung stand zwar zunächst in Zusammenhang mit den persönlichen Stimmungen des älteren Bruders; aber gleichzeitig hatte sich auch das Nervensystem des Prinzen als ungeeignet für die blutigen Szenen im Felde erwiesen.

So schrieb der Kronprinz Friedrich von Preußen in sein Tagebuch: „Prinz Otto kam, um Abschied zu nehmen, ehe er nach München zurückkehrte. Er war bleich und sah elend aus. Er saß vor mir, als ob er Anfälle von Kälteschauern habe, während ich ihm die Notwendigkeit entwickelte, daß wir in militärischen und diplomatischen Angelegenheiten Gemeinschaft halten müßten. Ich konnte nicht ins reine darüber kommen, ob er mich verstand oder auch nur hörte, was ich sagte.“

Kurz nach seiner Rückkehr begann Otto die ersten Spuren von Geistesgestörtheit zu zeigen. Das Gerücht davon weckte allgemeine Bekümmernis, war er doch immer sehr beliebt und hatte man ihm doch nicht mit Unrecht den Beinamen „Otto der Fröhliche“ gegeben.

Trotz erblicher Veranlagungen und trotz der Umstände, von denen seine Geburt begleitet war,*) und die zu der Vermutung Anlaß geben konnten, daß der Keim der Krankheit dort zu suchen sei, wollte man der Nachricht anfangs keinen Glauben schenken, zumal man ihn täglich auf den Straßen, im Theater und im Zirkus sah. Aber plötzlich steigerte sich seine Krankheit zu einem heftigen Ausbruch. Er mußte unter Bewachung gestellt werden, und einige Vorkommnisse veranlaßten die Ärzte zu dem Räte, ihn aus München fortzuschicken.

Der Prinz wollte jedoch nicht darauf eingehen; und so blieb er vorläufig, wo er war, obwohl man ihn nicht allein lassen durfte.

Endlich jedoch wurde er für unheilbar geisteskrank erklärt und vollständig von seinen Angehörigen getrennt; man brachte ihn nach Nymphenburg und zwei Jahre später nach dem einsamen Fürstenried.

Seine Mutter war untröstlich über das Unglück, das ihr Herzenskind betroffen hatte, und auch Ludwig empfand den Schlag außerordentlich tief.

Als man bei seiner Thronbesteigung die Zeremonien für das Leichenbegängnis seines Vaters festgesetzt und angefragt hatte, welchen Platz der Prinz einnehmen solle, hatte er mit Wärme geantwortet: „An meiner Seite!“

Das fröhliche Temperament des Jüngeren hatte ein vorteilhaftes Gegengewicht gegen seine ernste Lebensauffassung gebildet; er hatte ihn als seinen Nachfolger betrachtet und gehofft, daß Otto durch eine glänzende Verbindung das Land für sein eigenes Zölibat schadlos halten würde. Statt dessen war er nun nach seelenloser Schlassheit in die dunkelste Nacht des Wahnsinns gesunken.

*) Siehe Kapitel 1.

Er stand beim Abschiede gefühllos, mit etwas Spielzeug beschäftigt. Aber all die Zärtlichkeit, die in Ludwig verborgen geschlummert hatte, brach in diesem Augenblicke in solchem Maße hervor, daß diejenigen, welche Zeugen seiner Trennung von dem geisteskranken Bruder waren, von seinem herzerreißenden Kummer geradezu erschüttert standen.

Von diesem Tage ab war der König aufs tiefste um seine eigene Gesundheit besorgt und litt fortwährend unter der Angst, daß das Schicksal Ottos auch das seinige werden könnte.

Ein Arzt war so unvorsichtig gewesen, ihm mitzuteilen, daß sein Vater in seiner Jugend ein unregelmäßiges Leben geführt habe; und nachdem Ludwig dies erfahren hatte, schrieb er die meisten seiner psychischen Leiden erblichen Anlagen zu. Die Erinnerung an den Vater ward ihm seitdem peinlich, und er konnte sich bitterer Aussprüche darüber nicht enthalten.

Als er den Thron bestieg, hatten einzelne schon zu bemerken geglaubt, daß es seinen Nerven an Widerstandskraft fehle.

Der berühmte französische Arzt für Geisteskrankheiten, Dr. Morel, der 1867 nach München gerufen worden war, hatte, als er den jungen König gesehen, die traurigen prophetischen Worte geäußert: „Seine Augen sind unheimlich schön; es leuchtet zukünftiger Wahnsinn aus ihnen!“

Die politischen Begebenheiten von 1870—71 und deren Resultate hatten das schmerzliche Gefühl für den Kontrast zwischen seiner Phantasie und der Wirklichkeit in ihm erhöht, und immer mehr hatten sich Anzeichen geltend gemacht, daß sein Traumleben verhängnisvoll für ihn werden könne.

Seine Nervengereiztheit trat noch mehr zutage, als die Krankheit seines Bruders ausbrach.

1874 betrachtete man seinen Zustand als so gefahrdrohend, daß man in seiner Hauptstadt bereits laut von seiner Geisteskrankheit sprach; der Redakteur eines konservativen Blattes erwähnte das Gerücht, daß der König geistesgestört sei, sogar öffentlich. Er wurde wegen Majestätsverbrechens zu sechs Monaten Festungsstrafe verurteilt, obwohl er als Zeugen mehrere Landtagsabgeordnete aufrief, die unter Eid versicherten, dieses Thema sei allenthalben in den Bierhäusern Münchens verhandelt worden.

Noch aber waren die Anzeichen von Größenwahn, die von Zeit zu Zeit auftauchten, nicht so tief in Ludwigs Bewußtsein eingedrungen, daß sie mehr als nur einzelne seiner Handlungen beeinflusst hätten; noch glimmte die Glut nur erst, die in Flammen auszubrechen drohte. Seine Willenskraft war noch stark genug, seine Phantasie zu zügeln, und noch lange sollte eine gesunde Geistesströmung neben der franken einhergehen; noch konnte er sein unruhiges Gemüt zeitweilig durch rastlose Tätigkeit zur Ruhe zwingen.

Er kämpfte wie ein Löwe, um das Unglück abzuwenden, das er so sehr fürchtete. Aber er stand allein. Da die Verhältnisse ihn von Richard Wagner, dem Freunde, den er am meisten liebte, getrennt hatten, so besaß er keinen Vertrauten mehr — kaum jemanden, zu dem er Zutrauen hegte.

Es war niemand da, um ihn mit fester Hand von seinen Wahnvorstellungen zurückzulenken, niemand, der die Eindrücke verwischen konnte, die ihn mißtrauisch und bitter stimmten.

Dieser junge König, der noch vor wenigen Jahren alle begeistert hatte, verwandelte sich in einen schwermütigen, bleichen, lebensmüden Mann. Mitten in der märchen-

haften Pracht, mit der er sich umgab, wurde er von Selbstmordgedanken gepeinigt. In stürmischen Nächten fuhr er in seinem goldenen Wagen durch das Unwetter in den Bergen umher, allein mit seinen krankhaften Stimmungen und Phantasien.

Nur die tiefblauen Augen mit dem schwärmerischen und wehmuthsvollen Blicke erinnerten noch an den schönen Jüngling, der einst der Stolz und die Hoffnung der Bayern gewesen war.

Ende des ersten Theils.



König Ludwig II.

Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G., München.

